

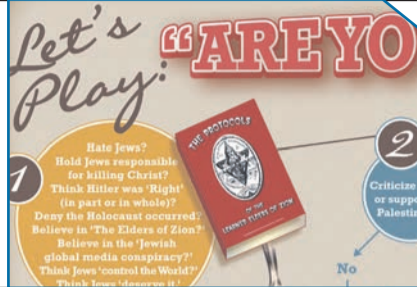


Ein gutes Neues Jahr 5775! und Chag Sameach zu den Hohen Feiertagen

SEITE 36

Das ultimative Quiz: Bist du ein »Anti-semit« oder nur ein »Idiot«? Ein Spiel für kuschlige Abende

SEITE 20 – 21



Nr. 178

ש.ר.ר.ר.ר.

Prof. Dr. Jascha Nemtsov: Was ist jüdische Musik?

SEITE 28 – 29

Wort des Herausgebers Dr. R. Korenzecher

Liebe Leserinnen und liebe Leser,

das neue jüdische Jahr 5775 hat begonnen und die Juden in Israel und in der ganzen Welt bereiten sich in diesen 10 Tagen der inneren Einkehr, der Tschuwa, auf Yom Kippur, den Tag der Versöhnung und höchsten jüdischen Feiertag vor. Es sind auch diese 10 Tage und vor allem der Yom Kippur, an dem alle jüdischen Familien in Israel und weltweit ihrer Verstorbenen gedenken und sie ganz besonders ehren.

Unser Gedenken gilt auch den vielen Mordopfern und unsere aufrichtigste Anteilnahme den Angehörigen der Opfer des sinnlosen, verbrecherischen und globalen arabischen Mord-Terrors vor allem gegen Israel und das gesamte jüdische Volk.

Unser Mitgefühl, unser ehrendes Gedenken und unser besonderer Dank richtet sich aber vor allem an die Angehörigen und die nahezu 28.000 heldenhaften Soldaten und Soldatinnen der exzellenten Israel Defence Forces, die seit Neugründung des jüdischen Staates ihr junges Leben für die Verteidigung des Überlebens und der Existenz Israels sowie der Sicherheit seiner Bürger gegeben haben, in einem von verbrecherischem Vernichtungswillen gegenüber der einzigen Demokratie des Nahen Ostens geprägten Ozean von islamischen Fanatismus, Ignoranz, Rückschrittlichkeit, haarsträubender Grausamkeit und mörderischem Terror.

Mit großer Genugtuung erfüllt uns, dass – nach den täglichen, besonders in den vergangenen Wochen eskalierten Morden und Raketenangriffen der Hamas-Verbrecherbande aus Gaza – Israel und seine Bürger, dank der erfolgreichen israelischen Verteidigungsinitiative, die diesjährigen Feiertage in relativer Ruhe begehen können.

Dennoch erfüllt uns – trotz der militärisch erfolgreichen Verteidigung – die gegenwärtige Situation um Israel, aber auch weltweit, mit großer Sorge.

Die in der disproportionierten, zur einseitigen Interessenvertretung gegen Israel degenerierten UNO und die in den EU-Staaten deutlich manifestierte Delegitimierung Israels und seines – allen anderen Staaten bereitwilligst eingeräumten – Rechtes auf Verteidigung seiner territorialen Unversehrtheit und

→ Fortsetzung auf Seite 2

Österreich 3,70 € Schweiz 4,60 CHF

ISSN 2199-3572



4 198807 003709



Narzissmus und Heuchelei

Alle Deutschen sind gegen »Judenhass« ...



Kundgebung »Steh auf! Nie wieder Judenhass«, Berlin Foto: Honestly Concerned e.V.

Von Clemens Heni

Deutschland ist das einzige Land der Welt, wo die gleichen Leute ganz ungewollt gegen »Judenhass« aufstehen und später am Schreibtisch sitzend bei einem »Bitburger«-Bier oder einem französischen Rotwein elegante antizionistische Pamphlete schreiben können. Das Tollste daran? Selbst jüdische Einrichtungen wie der World Jewish Congress (WJC) loben die Deutschen für ihren ach so großartigen Einsatz gegen »Judenhass«. Alles ist wieder gut! Das war die Message am 14. September 2014 in Berlin.

Dabei war die vom Zentralrat der Juden in Deutschland organisierte Kundgebung »Steh Auf: Nie Wieder Judenhass« auf der Westseite des Brandenburger Tores aus der Not geboren, da keine nicht-jüdischen Gruppen oder Organisationen in diesem Land solch eine Kundgebung oder gar Demonstration auf die Beine stellen wollten. Also mussten die Opfer sich selbst verteidigen.

Das Ganze hatte fast DDR-Charme: vorne die Elite, klar getrennt vom öden Fußvolk, hier und heute: Holocaustüberlebende und Tausende Mitglieder von Jüdischen Gemeinden aus dem ganzen Bundesgebiet, die teils um 3 Uhr früh aufgestanden waren, durch die halbe oder ganze Republik in Bussen kutschiert worden waren, um dann hinter Absperrgittern die VeryImportantPersons (VIP) der Politikprominenz Berlins und Deutschlands bestaunen zu dürfen, die auf Stühlen bequem Platz nehmen konnten. Das Staatsfernsehen war technisch auf höchstem Niveau aufgestellt und widmete der Kundgebung eine halbe Stunde Sendezeit. Alle Zeitungen und Medien hatten Vertreter geschickt, auch aus Taiwan und Grönland. Das Verhält-

nis von Journalisten zu Teilnehmern war zwar nicht ganz 1:1, aber vielleicht 1:10, bei geschätzten 5.000 Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Es war eine lächerliche Menge verglichen mit Kundgebungen gegen Rassismus (und selten auch mal gegen Antisemitismus) aus den 1990er Jahren bis ins Jahr 2000. Unter den Teilnehmenden am 14. 9. waren auch Hunderte Antisemiten und antiisraelische Aktivistinnen, Neonazis, Rechtsextreme, die extrem rechte Alternative für Deutschland, AfD, die sich als pro-jüdisch verkleidete, linke Hetzer gegen Waffen für Israel und Juden gegen den Zionismus.

Mit Selfies antisemitische Schläger einschüchtern?

Von alledem hat die Politprominenz nichts mitbekommen. Sie schossen eifrig Selfies, also Fotos von sich selbst mit dem Smartphone, eine weltweite Mode nicht nur unter technophilen Teenagern, sondern auch bei alternden Politikern und solchen, die meinen, noch jung zu sein. Wer täglich ein Selfie von sich macht und auf den sozialen Medien im Internet verbreitet, ist per definitionem »jung« oder »jung geblieben«.

Kann man mit dem Narzissmus den grünen Nazismus unserer Tage bekämpfen? Sind Handys die Kalaschnikows des 21. Jahrhunderts, zumindest im »Westen«? Fühlen sich Pro-Hitler Jugendliche aus den arabischen, türkischen und muslimischen Communities und ihre links-deutschen und rechts-deutschen Freunde in die Enge getrieben, wenn sie sehen, wie Bundesminister auf einer Kundgebung gegen Judenhass Selbstporträts schießen?

Der Journalist Moritz Schuller kommentierte im »Tagesspiegel«: »Eine Veranstaltung, die an der politischen Realität vorbeigeht, ist nur ein leeres Symbol. Die

Lässigkeit, mit der Außenminister Frank-Walter Steinmeier, Familienministerin Manuela Schwesig und der Fernsehmoderator Chernob Jobatey am Rande der Veranstaltung gemeinsam ein Selfie von sich gemacht haben, war dafür ein treffendes Bild. Dabei sein war alles.«

Dabei geht es keineswegs nur um einen »eingewanderten Antisemitismus«, wie es die extrem rechte AfD auf Plakaten behauptete. Erstens wäre das in weiten Teilen ein Reimport des deutschen und europäischen christlichen Antisemitismus, der allerdings massiv und höchst gefährlich islamistisch aufgeladen im 21. Jahrhundert die Hauptgefahr für Juden und Israel darstellt. Zweitens war die tendenziell antiisraelische Berichterstattung in den Mainstreammedien von ARD und ZDF bis Süddeutscher Zeitung und Spiegel Online doch hausgemacht und nicht importiert. Drittens: was wäre der Iran ohne deutsche High-Tech-Ausrüstung? Oder Katar? Woher rührt die Obsession der Deutschen, den Juden in Israel sagen zu wollen, was »legal« sei und was nicht?

Es wirkt jedoch auch realitätsgestört, wenn Expertinnen im Fernsehen in gut gemeinten Sendungen zur Kritik am Antisemitismus gerade nach den Exzessen vom Juli 2014 ernsthaft behaupten, der Kern des Problems sei der Antisemitismus »der deutschen Mitte«. Es gibt viele Gründe, Leute wie Günter Grass oder Jakob Augstein zu kritisieren, aber sie waren nicht daran beteiligt, Molotowcocktails gegen die Synagoge in Wuppertal zu werfen und Pro-Hitler-Statements auf den Straßen des Landes zu skandieren. Grass und Augstein sind krass genug, aber die anti-jüdische Gewalt ging im Juli 2014 eindeutig von Deutschen mit muslimischem, arabischem und türkischem Hintergrund aus und es gab keine einzige Demonstration von diesen Kreisen gegen den Antisemitismus.

Die Kanzlerin

Die Kanzlerin steht natürlich auf »gegen Judenhass« und schüttelt wenige Tage später die Hand des Emirs von Katar, dem Gastgeber und Geldgeber der antisemitischen Terrororganisation Hamas, der vor der Vollversammlung der Vereinten Nationen Israel Kriegsverbrechen vorwirft und zu einem Boykott israelischer Diplomaten aufruft. Doch diese unüberbrückbare Lücke zwischen Anspruch und Wirklichkeit, Worten und Taten oder zwischen Richard Wagner und den Juden ist nicht neu (siehe dazu u.a. die Beiträge von David Klein, Alex Feuerherdt). Andere, wie der nicht mehr lange Regierende Bürgermeister von Berlin, plädierten für

→ Fortsetzung auf Seite 2

← Fortsetzung von Seite 1

Narzissmus ...

ein »Verbot der NPD« ohne zu sagen, dass er selbst schon Ex-NPDler ehrte (siehe Anton Maegerle). Immerhin war der Vertreter der Protestanten so ehrlich und attackierte israelische Siedlungen, die »illegal« seien, was der Nicht-Jurist und weder Nahost- noch Israelforscher ganz sicher weiß – ein echter Deutscher »weiß« dass Siedlungen von Juden bzw. Israeli nicht legal sein »können«. Und in diesem Punkt sind auch die Migranten und alle anderen echte Deutsche, 82 Millionen Nahostexperten (Jennifer Nathalie Pyka).

Im Zeitalter von Twitter braucht es keine langen Texte, Analysen gar, um der Welt etwas mitzuteilen oder Kritik zu üben an bestimmten Zuständen. Ein Bild, 140 Zeichen auf Twitter, eine »tinyURL« oder ein #Hashtag sagen mehr als die gesammelten Werke von Kant, Nietzsche, Freud, Gershom Scholem und Adorno zusammen, von Herzl und David Ben-Gurion ganz zu schweigen.

Nach dem Gaza-Krieg ist vor dem Krieg

Israel hat den Gaza-Krieg nicht gewonnen und die Hamas hat nicht wirklich verloren. Viele sind maßlos enttäuscht über den Abbruch des Krieges gegen die islamistischen Terroristen (siehe das Interview mit Prof. Robert Wistrich). Jetzt wird gar das gefährlichste islamistische Regime, der Iran, mit ins Boot gegen den Islamischen Staat (IS) geholt, mit unabsehbaren Konsequenzen. Die Konzeptlosigkeit der Amerikaner unter Obama ist kaum zu toppen. Selbstverständlich ist

nicht jede Aktion falsch – die Luftangriffe auf den IS sind enorm wichtig und können das Leben von Tausenden retten, vor allem von Kurden und Jesiden, aber auch anderen Bewohnerinnen und Bewohnern in den entsprechenden Gebieten in Syrien und dem Irak. Hat aber auch nur ein Redner am 14. 9. die iranische Gefahr, den Griff zur Atombombe von diesem islamistischen Regime erwähnt? Dabei ist der Iran seit Jahren Unterstützer von Gruppen, die bei den antiisraelischen al-Quds-Aufmärschen in Berlin beteiligt sind. Der diesjährige Aufmarsch war nur



Sichtlich erfreut schüttelt der Emir von Katar, Scheich Tamim, Bundeskanzlerin Merkel bei seinem Besuch am 17. September 2014 in Berlin die Hand

ein weiteres Beispiel für Antisemitismus im heutigen Deutschland. Um präzise zu sein, geht es vor allem um den antizionistischen Antisemitismus, denn gegen »Judenhass« sind natürlich auch alle Islamis-

ten, der Iran und die Jihadisten, evtl. mit Ausnahme des IS, der Juden schon heute köpft, wenn sie in seine Gewalt fallen oder von anderen Gruppen an ihn verkauft werden, wie bereits geschehen.

Doch das regt die Deutschen nicht wirklich auf. »Chlorhühnchen« hingen bewegen die Herzen vieler (Jennifer Nathalie Pyka). Andere geben vor, sich wahrhaftig an die Opfer der Shoah zu erinnern, doch wenig später gehen die gleichen Menschen auf antiisraelische Kundgebungen und agitieren gegen den Staat der Juden (Martin Schmisch).

auch wenn es die toten sind. Islamisten gehen natürlich noch einen Schritt weiter und leugnen oder bejahen den Holocaust, je nach Temperament. Dabei ist der Islamismus neuerdings als etwas erkannt worden, was gar nichts mit dem Islam zu tun hat. Ebensowenig wie die Kreuzritter Christen waren? Ebensowenig wie die Nazis Deutsche waren?

Was steht sonst in dieser Ausgabe der JR?

Rachel Wahba ist eine arabische Jüdin, in Japan aufgewachsen und lebt seit Jahrzehnten in den USA. Sie berichtet über die Ignoranz gegenüber den Juden aus arabischen Ländern. Die türkische Autorin und Aktivistin Sinem Tezyapar versucht von einem geschminkten und kopftuchfreien, aber muslimisch-religiösen Standpunkt aus, muslimische Israelfeindschaft und Antisemitismus zu kritisieren. Das ist für westliche Ohren gewöhnungsbedürftig, aber mag jene erreichen, um die es ja geht: gläubige und nicht selten fanatische Muslime oder Islamisten, die sich eventuell von einer moderaten, aber muslimischen Stimme überzeugen lassen. Neben Tezyapar gibt es in der Tat nicht wenige weitere Muslime für Israel, dazu starten wir eine kleine Serie (Thomas Weidauer).

Für jene, die im Herbst und Winter an langen Abenden gerne spielen, hat die Jüdische Rundschau das ultimative Spiel »Bist du ein Antisemit« oder nur »ein Idiot«? auf einer Doppelseite in der Heftmitte. Das kann man zum Beispiel mit Apfel und Honig vermischt mit Gästen spielen, die einem noch nie so richtig koscher vorkamen. Dieses Spiel wird zeigen, wie Ihre und eure Freunde oder Bekannten wirklich drauf sind, wenn es um Israel und die Juden geht.

← Fortsetzung von Seite 1

LIEBE LESERINNEN UND LIEBE LESER

der Sicherheit seiner Bürger haben dem Terror der Hamas ein unverdientes Überleben ermöglicht. Auch machen – vom Mangel an jede Einsicht in das eigene Versagen und die eigene Schuld getragene – maßlose Hass- und Verunglimpfungsreden von der Welt grundlos hofierter und als gemäßigt fehl-ingeschätzter arabischer Scharfmacher vor dem Staatenplenum der UN, nur wenig Zuversicht auf einen echten Friedenswillen der Feinde Israels.

Das – kaum verhohlenen antijüdischem Sentiment geschuldete – bereitwillige Einknicken der westlichen Staaten, der Verzicht auf die vollständige Vernichtung des Hamas-Terrors und seiner Verantwortlichen und die Israel abgepresste, den Hamas-Verbrechern gewährte Waffenruhe werden von den schon wieder mit frischem westlichen Geld versorgten Bossen der Hamas als überwältigender Sieg über Israel gefeiert. Sie nutzen ihn zur sofortigen Hinrichtung von nahezu Hundert nicht die Hamas-Verbrechen unterstützender Gaza-Bewohner und propagandistisch zur Ausrichtung der Gaza-Bevölkerung in Richtung auf die keinesfalls aufgegebene Vernichtung Israels.

Die Horrortaten des IS und das Erstarren der Taliban in Afghanistan führen jedem Sehenden deutlich vor Augen, dass das vorzeitige Hinterlassen unbeendeter Konflikte einen fundamentalen Fehler mit dramatischen Folgen darstellt – einen Fehler, den die Alliierten gegenüber der Nazi-Herrschaft 1945 zum Glück für

Deutschland und Europa nicht begangen haben.

Ungeachtet dieser Lehre aus der leidvollen Geschichte des letzten Jahrhunderts hat – unterstützt von der EU und der Obama-Administration und ihren überaus fragwürdigen arabischen und übrigen islamischen Kombattanten – unter dem Deckmantel des Wiederaufbaus die in bewährter Weise mit zugeführten westlichen Augen geförderte Wiederbewaffnung der Hamas-Terroristen bereits wieder begonnen und wird zur Aufrechterhaltung des Hamas-Terrors und fast unabdingbar in nicht allzu ferner Zukunft zu weiteren Angriffen auf Israel führen.

Keinesfalls vergessen sind auch die kürzlichen Aufmärsche des hauptsächlich von unserer Judenhass-erfüllten muslimischen Migrantenszene angeführten Straßennobis auf den Straßen deutscher und europäischer Städte. Nicht vergessen sind auch die tätlichen Angriffe auf als Juden erkennbare Mitbürger und die vor den Augen der untätigen Polizei skandierten »Juden-ins-Gas« Parolen.

Die als Israel-Kritik kaum versteckte judenfeindliche Grundstimmung des Mainstreams der hiesigen und europäischen Medien und weiter Bevölkerungsteile, wie Sie aus zahlreichen Beiträgen und Kommentaren in Presse, Funkmedien und Internet aber auch in alltäglichen Anfeindungen gegen Juden und antisemitischen Vorkommnissen in fast allen gewählten Parteien erkennbar wird, ist selbst bei größter Verleugnung

und Verdrängung der Geschehnisse nicht mehr zu übersehen.

Obwohl es Aufgabe der hiesigen Politik und der hiesigen Medien gewesen wäre, hier initiativ glaubwürdige Zeichen gegen Judenhass zu setzen, mussten die Opfer mit einem Aufruf des Zentralrats der Juden selbst tätig werden, um in Deutschland nur knappe 70 Jahre nach dem Ende der Nazi-Ära die Politik und die Medien vor dem Brandenburger Tor in Berlin zu einer derartigen Geste zu bewegen.

Allerdings konnte man sich nur schwer dem Eindruck entziehen, dass es bei den Welt-Presse-erprobten Pflicht-Reden unserer Politiker vor allem um ein schuldzuweisendes Rechtfertigungs-Alibi ging für fortgesetztes Israel-Bashing und Verurteilung der israelischen Selbstverteidigung gegen Terror und existentielle Bedrohung durch die Hamas und andere mehr oder minder staatlich organisierte Verbrecher.

Im Gegensatz zu den vor allem der Augenblickswirkung dienenden Auftritten unserer Politprominenz stellten nur kurz danach in unmittelbarer Nachbarschaft des Brandenburger Tors aufgetragene antisemitische Schmierereien wieder schlagartig die bundesrepublikanische Gegenwarts-Wirklichkeit her und enttarnten die mit Krokodilstränen wegen der jüdischen Holocaust-Opfer garnierten Sprechblasen einiger mit kalkulierter Äquidistanz zu den terroristischen Mördern und der Verteidigungsnotwendigkeit des Staates Israel auftretenden Terrorverstehers und Sonntags-Schönredner.

Auch die von unserer Jubel-Mainstream-Presse groß als Zeichen der demokratischen und religionsübergreifend toleranten Gesinnung unserer hiesigen Muslime vorausgelobte Aktion stellte – ohne ein Wort des Bedauerns oder der Umbesinnung gegenüber den angefeindeten Juden – eher eine im Kern enttäuschende und Chancen zum Ausgleich dar und war eine vertane öffentliche Demonstration eines selbstgerechten, Tatsachenverkehrenden, jede eigene Mitverantwortung an der antijüdischen Aggression weit von sich weisenden Selbstmitleids wegen der angeblichen furchtbaren Pressionen, denen sich vor allem unsere Muslime hierzulande ausgesetzt sehen.

Das für Israel und die jüdische Gemeinschaft sehr schwere und manche Illusion über die Akzeptanz für Juden in unserer Gesellschaft raubende Jahr 5774 ist zu Ende gegangen.

Möge das Jahr 5775 trotz aller bestehenden Konflikte Frieden und verständnisvolle Koexistenz für unsere Leser und alle Menschen gleich welchen Glaubens bringen.

Israel und dem ganzen jüdischen Volk wünschen wir einen besinnlichen und von Hoffnung auf Versöhnung erfüllten Yom Kippur.

G'marHatimaTova
Am Israel Chai

Ihr Dr. Rafael Korenzecher

Der Tod als »Meister aus Israel«

Stolpersteine und die Instrumentalisierung toter Juden

Von Martin Sehmisch

Die golden schimmernden Stolpersteine des Künstlers Gunter Demnig sollen die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus lebendig halten. Mehr als 46.000 Exemplare in über 1.100 Orten hat der Kölner Bildhauer mittlerweile verlegt – stets auf Einladung lokaler Initiativen. Auch im nordhessischen Kassel gibt es seit gut zwei Jahren einen Verein, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Steine dort zu platzieren, wo Deportierte, Ermordete und in den Tod Getriebene zuletzt gelebt haben. An über 30 Stellen erinnern mittlerweile die mit Messingplatten beschlagenen Pflastersteine an verfolgte Menschen aus Kassel.

Für die Kasseler Jüdin Barbara Zuntz Bahr sind die Stolpersteine eine Herzensangelegenheit. »Sie stehen für Menschen, die von den Nazis ermordet wurden, und sie halten die Erinnerung wach«, sagt Bahr, die selbst viele Verwandte durch die Schoah verloren hat. Als der Kasseler Verein sich gründete, war für die 64-Jährige deshalb klar, dass sie sich für ihn engagieren würde. »Ich habe erlebt, wie wichtig es für die Angehörigen von ermordeten Juden ist, bei den Verlegungen der Stolpersteine dabei zu sein«, erinnert sie sich. So hätten etwa die Nachfahren des Kinderarztes Felix Blumenfeld erst nach langer Recherche in den Vereinigten Staaten ausfindig gemacht werden können. »Die Reaktion auf unsere Einladung zur Verlegung war erst eher zurückhaltend«, berichtet Bahr. »Aber während des Besuchs ist dann viel in Gang gekommen und wir

haben sehr positive und dankbare Rückmeldungen bekommen.«

Trotz alledem ist Bahr Ende August aus dem Verein ausgetreten. »Das ist mir schwer gefallen«, sagt sie. Wie viele andere ist sie aber über eine Rede verärgert, die ein Gründungsmitglied des Vereins, Ulrich Restat, Mitte August auf einer Demonstration »gegen Zionismus und Antisemitismus« in Kassel gehalten hat. Vor rund 200 Demonstranten sagte er in Abwandlung eines Gedichts von Paul Celan: »Während der Nazi-Zeit war der Tod ein Meister aus Deutschland! Heute ist er ein Meister aus Israel.« Zudem wünschte er sich »so etwas wie Stolpersteine« für getötete Palästinenser im Gaza-Streifen.

Das israelische Vorgehen mit den Verbrechen der Nationalsozialisten gleichzusetzen sei geschmacklos und in der Sache falsch, kritisiert Bahr. »Die Menschen in Israel wollen in Frieden leben und greifen nicht aus einem Vernichtungswillen heraus andere Menschen an«, sagt sie. Auch Künstler Gunter Demnig ist nicht begeistert von der Rede Restats. »Für mich haben die Stolpersteine nichts mit Gaza zu tun«, sagt er. »Das sind zwei Paar Schuhe.« Die jüdischen Gemeinden reagieren ihrerseits mit scharfer Kritik. »Wir können nicht mit einer Gruppe arbeiten, die antizionistisch ist und einseitig Israel angreift«, sagt die Vorsitzende der Jüdischen Liberalen Gemeinde Emet weSchalom Nordhessen, Deborah Tal-Rüttger. Die Zusammenarbeit mit dem Verein sei aufgekündigt. Ähnlich sieht das die Jüdische Gemeinde Kassel. »Wir lehnen es ab, die durch die Natio-



Verlegung des Stolpersteins für Dr. Felix Blumenfeld am 2. November 2013 in der Frankfurter Straße in Kassel
Fotos: Studio Bläfeld, www.blofeld.de

nalsozialisten ermordeten Juden gegen den jüdischen Staat Israel zu instrumentalisieren«, sagt die Vorsitzende der Gemeinde, Ilana Katz.

Der Verein selbst wollte zum Inhalt der Rede seines Mitglieds nicht Stellung beziehen. Er teilte lediglich mit, Restat habe den Verein bei der Demonstration



Zweiter von rechts: Jochen Boczkowski, Vorsitzender des Vereins »Stolpersteine in Kassel«, bei einer antiisraelischen Demonstration am 15. August 2014 in Kassel
Foto: Martin Sehmisch

»nicht vertreten«: »Weder hatte er ein Mandat dazu noch war seine Rede vom Verein autorisiert.« Zwar wird über die Rede in den Reihen des Vereins nach Informationen unserer Zeitung kontrovers und durchaus kritisch diskutiert, bislang allerdings ohne klare Konsequenzen. Pikant könnte dabei die Rolle des Vereinsvorsitzenden Jochen Boczkowski sein. Der nämlich hatte selbst an der antiisraelischen Demonstration im August teilgenommen, bei der auch Restat seine Rede hielt. Dabei trug Boczkowski ein Schild mit der Aufschrift »Endlose Kriege – Israel schafft sich ab«. Die kommenden Monate werden zeigen, ob der Skandal um die Gaza-Rede unter seiner Führung wirklich aufgearbeitet werden kann. ▲

»Antisemitismus gerät aus dem Blick«

Fragen an Jonas Dörge vom Bündnis gegen Antisemitismus (BgA) Kassel

JR: Wie lautet Ihre Kritik am Verein »Stolpersteine in Kassel«?

JD: Der Verein hat unzureichende Begriffe vom Nationalsozialismus und vom Antisemitismus. Im Internet schreibt er zum Beispiel, die Stolpersteine sollten ein Denkmal gegen Intoleranz und Rassenhass sein. Der Nationalsozialismus war jedoch vor allem ein System, in dem der Antisemitismus in seiner tödlichen Konsequenz zur Staatsräson wurde. Der Verein hält Antisemitismus indes für eine Form des Rassismus. Diese Annahme ist zwar in linken Kreisen weit verbreitet, wissenschaftlich aber nicht haltbar. Das Spezifische am Nationalsozialismus gerät hier völlig aus dem Blick.

JR: Das betrifft die ausführenden Akteure in Kassel. Haben Sie darüber hinaus auch grundsätzliche Kritik am Projekt Stolpersteine?

JD: Die Stolpersteine können der Totalität der Massenvernichtung nicht gerecht werden, und es besteht die Gefahr der Banalisierung des Gedenkens. Die Steine werden auf Gehwegen verlegt, wo sie beschmutzt, betreten und bespuckt werden können. Problematisch sind auch der Hang zur Selbstinszenierung des Künstlers Gunther Demnig und seine Unbedarftheit, Antisemitismus und Nationalsozialismus gedanklich zu begreifen.

JR: Hat der Kasseler Verein aus Ihrer Sicht die von den Nationalsozialisten ermordeten Juden gegen den jüdischen Staat Israel instrumentalisiert?

JD: Stolperstein-Aktivist Ulrich Restat hat genau das getan. Er hat implizit behauptet, dass die israelische Regierung heute eine Politik betreibt, die mit der Politik der Nationalsozialisten auf eine gleiche oder ähnliche Stufe zu stellen wäre. Er hat also das Erinnern an den Nationalsozialismus für antizionistische Propaganda benutzt und dies explizit auf die Stolpersteinaktion bezogen. Davon hat sich der Verein bis heute nicht öffentlich distanziert – die Kritik an Restat fällt also auch auf den Verein zurück.

JR: Der Verein »Stolpersteine in Kassel« gibt an, die Rede intern aufzuarbeiten. Wie glaubwürdig ist diese Ankündigung?

JD: Eine Aufarbeitung ohne öffentliche Zurückweisung kann ich nicht ernst nehmen. Konsequenter wäre auch ein Rücktritt des Vereinsvorsitzenden Jochen Boczkowski. Er hat ebenfalls an der antiisraelischen Demonstration teilgenommen und sich die Rede von Ulrich Restat angehört. Seiner Zustimmung gab er Ausdruck mit seinem Plakat, das Israel für »ewigen Krieg« verantwortlich machte. Der Verein hat zweimal den

Aufruf zum Ostermarsch unterzeichnet. Solange die Kasseler Friedensbewegung nicht klipp und klar den Terrorismus der Hamas und ihrer Verbündeten als solchen benennt und verurteilt, ist ihre Friedensrhetorik nicht ernst zu nehmen.

JR: Kassels Oberbürgermeister Bertram Hilgen (SPD) lässt über seinen Pressesprecher erklären, er wolle sich zu alledem nicht äußern. Ist die Stadt fein raus?



JD: Die Stadt Kassel unterstützt die Arbeit des Vereins ausdrücklich, während sie zu den Reden auf der Rathaustrampe bis heute schweigt. Es ist ein Armutzeugnis, dass die Stadt im Juli und August dieses Jahres die antisemitischen Zusammenrottungen auf Kassels Straßen nicht verurteilt hat. Es gab auch keine einzige Geste der Solidarität mit dem demokratischen, jüdischen Staat

Israel. Und das, obwohl Ramat Gan als Partnerstadt von Kassel Angriffsziel der Hamas-Raketen war. Nichtverhalten hat in Fragen des Antisemitismus und des Antisraelismus im Kasseler Rathaus leider mittlerweile Tradition.

JR: Leisten die Stolpersteine in Kassel und Nordhessen dennoch einen wichtigen Beitrag zur Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen?

JD: In Kassel gibt es eine lange Tradition der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Diktatur. Diese ist vor allem dem nachhaltigen Wirken aus dem universitären Umfeld zu verdanken. Auch heute bemühen sich verschiedene Gruppen in Kassel um die Aufarbeitung der Lokalgeschichte. Was jedoch bis heute sehr kurz kommt ist die Frage, was die Aufarbeitung der Geschichte des Nationalsozialismus in der deutschen Gesellschaft heute konkret bedeuten kann. Erinnerungs- und Aufklärungsarbeit ist wichtig. Wir brauchen aber auch klare Antworten auf heutige Formen des Antisemitismus. Da erlauben sich viele Akteure in Kassel leider einen blinden Fleck.

Jonas Dörge (52), Bündnis gegen Antisemitismus in Kassel (BgA), bgakasselblog.wordpress.com

Antisemitismus in Griechenland

Die alte »Kulturnation« hat die höchsten antisemitischen Umfragewerte in EUropa

Von Sebastian Mohr

Gegenwärtig sind in keinem Land der EU antisemitische Einstellungen verbreiteter und quer durch die Gesellschaft mit einer derartig überbordenden Virulenz anzutreffen als in der Hellenischen Republik. Dies machte erst kürzlich die Veröffentlichung der bisher einmaligen weltweiten Studie der Anti-Defamation League (ADL) zum Antisemitismus im Mai 2014 erneut deutlich. 69 Prozent der Befragten in Griechenland teilten demnach antisemitische Einstellungen, so dass es nur noch von Ländern des Mittleren Osten und Nordafrikas überboten wurde. Die Wertung basierte auf der Prozentzahl jener Befragten, die sechs oder mehr Fragen über elf stereotype Vorstellungen von Juden zustimmten. Fragen, die auf historische Ressentiments gegenüber Juden aufbauten – wie die Macht der Juden, Loyalität, Geld – hielten Zweidrittel der Befragten in Griechenland für »wahrscheinlich wahr«. Der knapp elf Millionen Einwohner zählende EU-Staat fand sich somit mit antisemitischen Höchstwerten konfrontiert, die so gar nicht mit dem Selbstbild »der griechischen Kulturnation« übereinstimmen wollten.

»Soziale Krankheit« Antisemitismus

Die »soziale Krankheit« Antisemitismus ist jedoch kein neues Phänomen der griechischen Gesellschaft, auch wenn Erklärungsansätze für die abgefragten Einstellungen nur zu gerne auf die seit 2010 grassierende Staatsschuldenkrise in Griechenland verweisen. Keine Frage: Die griechische Bevölkerung leidet massiv unter den immensen ökonomischen Einschnitten. Resignation ist allgegenwärtig und die Lebenssituation vieler Griechen ist schlicht tristesse. Doch kann und darf dies nicht als eine Rationalisierung des exzessiven Antisemitismus in Griechenland herhalten; einem Ressentiment, das von einer breiten Masse in Griechenland getragen wird, die von der Linken über das bürgerliche Spektrum weit hinein ins rechte Lager reicht.

Bestürzende Umfrageergebnisse bereits aus den 1980ern oder 2000ern verdeutlichten immer wieder auf's Neue das Ausmaß antisemitischer sowie xenophober Einstellungsmuster in der griechischen Bevölkerung. Beispielsweise gaben in der Umfrage des Eurobarometers aus dem Jahr 2000 38 Prozent der befragten Griechen an, sie würden sich »durch die Präsenz anderer Nationalitäten gestört fühlen«. Ein beeindruckender Prozentsatz, der von keinem anderen Staat der europäischen Union erreicht wurde und den Blick auf die Dünnhäutigkeit der zivilgesellschaftlichen Verfasstheit Griechenlands offenlegte.

Bereits 2005 wies Dr. Moses Altsech auf diese Mechanismen in der griechischen Bevölkerung hin und erläuterte eines der wesentlichen Grundprobleme griechischer Identitätsgenese, die zu einem dauerhaften gesellschaftlichen Ausschluss von Minoritäten in Griechenland führe: Griechen kann nur der sein, wer weiß ist und der griechisch-orthodoxen

Kirche angehört, so dass Albanier, Türken, Bengalen oder Juden niemals akzeptiert und nur widerwillig toleriert werden. Hinzu kommt der Aspekt der Selbstviktimsierung der griechischen Bevölkerung. Laut dem Literaturwissenschaftler und Betreiber des zweisprachigen Blogs »Against antisemitism – Εναντία στον αντισημιτισμό«, Dimitri Kravvaris, haben die meisten Griechen das Gefühl, dass ihre Vorfahren im Kampf gegen die Türken und im Zweiten Weltkrieg mindestens genauso viel gelitten haben wie die Juden in der Shoah. Die griechische Identität sei im Wesentlichen, so Kravvaris, durch Angst bestimmt, die bereits im Schulunterricht geweckt und gleichzeitig perpetuiert werde. Griechenland, eine Nation im permanenten Untergangsmodus, dessen Existenz durch Anrainerstaaten und Verschwörungen bedroht wird.

Antisemitische griechische Volkskultur

Ein bedeutsames Element des griechischen Antisemitismus ist dessen weite Verbreitung in der griechischen Volkskultur, was bei jährlichen Osterfeierlichkeiten in vielen griechischen Ortschaften beobachtet werden kann, deren antijudaistische Konnotation sich den Verantwortlichen jedoch nicht erschließen will: Die sogenannte Judasverbrennung, die als Teil des Osterfeuers am Karsamstag eine Puppe verbrennen lässt, die den Apostel Judas Ischariot darstellt. Auch wenn sich dieser Brauch nicht auf Griechenland beschränkt und insbesondere in lateinamerikanischen Staaten, aber auch in einigen alpbayerischen Ortschaften, ebenfalls mit Feuer und Flamme zelebriert wird, so ist die Intention doch immer die Gleiche: Das jüdische Volk trägt die Verantwortung für den Tod Jesu Christi und dieses Motiv wird bis in die Gegenwart durch Kirchenführer der griechisch-orthodoxen Kirche postuliert. Dieser kommt bisweilen eine immanent wichtige Funktion innerhalb der griechischen Gesellschaft zu. Der Kirche gehören beinahe 97 Prozent der griechischen Bevölkerung an. Als Staatsreligion ist sie bis heute im griechischen Bildungssystem sowie in der Landesverfassung fest verankert. Konsequenzlos blieben daher auch die antisemitischen Hasstiraden



Die israelische Justizministerin Tzipi Livni entdeckt im Urlaub auf Kreta ein antisemitisches Poster und entfernt es teilweise.

des Bischofs Seraphim von Piräus, die er 2010 im größten griechischen Privatsender Mega TV in einem Interview von sich gab, dass zionistische Juden an der griechischen Finanzkrise schuld seien und »Adolf Hitlers Werk ein Plan des weltweiten Zionismus [war] und von Rothschild finanziert [wurde]«.

Derzeit zirkulieren in Griechenland über zehn verschiedene Ausgaben der »Protokolle der Weisen von Zion«, die sich einer großen, beständigen Beliebtheit erfreuen. Gleiches gilt für das antisemitische 1400-Seiten-Pamphlet »Die Juden. Die ganze Wahrheit« des griechischen Rechtsanwalts und Holocaustleugners Konstantinos Plevris aus dem Jahr 2006, in dem er Juden »Untermenschen« nennt und bedauert, dass Adolf Hitler sein Werk nicht habe vollenden können. Nach einem längeren Rechtsstreit entschied das oberste Gericht Griechenlands 2010, dass Plevris kein Rassist sei, sondern jemand, der lediglich seine »politische Meinung« äußere.

Folgerichtig findet in der griechischen Öffentlichkeit auch keine wirkliche Aufarbeitung der Vergangenheit während des Zweiten Weltkrieges statt. Die fast vollständige Vernichtung der griechischen Juden in der Shoah wäre ohne die Kollaboration der örtlichen Bevölkerung nicht möglich gewesen; auch die Bereicherung nichtjüdischer Griechen am Eigentum enteigneter und deportierter Juden wird weiterhin nicht thematisiert. Ein gesellschaftliches Tabu, das erst langsam aufzubrechen beginnt. Lebten vor Beginn der deutschen Okkupation 1941 knapp 80.000 Jüdinnen und Juden in ganz Griechenland, war ihre Zahl 1945 auf ungefähr 10.000 gesunken. 87 Prozent der griechisch-jüdischen Bevölkerung wurden in der Shoah ermordet. Gegenwärtig leben noch etwa 5000 Juden in Griechenland, was 0,05 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht. Die weitaus meisten von ihnen in Athen und der nordgriechischen Hafenstadt Thessaloniki, dem ehemaligen »Jerusalem des Balkans«, in der Juden einst über Jahrhunderte die Bevölkerungsmehrheit stellten.

Antijüdische »Goldene Morgenröte«

Charakteristisch für das fortwährende antisemitische Potenzial Griechenlands gilt der rasante Aufstieg der neonazistischen Partei Chrysi Avgis (»Goldene Morgenröte«) von einer ehemaligen Schlägergruppe zu einer ernstzunehmenden politischen Kraft im Gefüge der griechischen Demokratie. Der Publizist Dimitris Psarras fasst den Wesenskern des 1985 gegründeten und als Partei seit 1993 registrierten politischen Zusammenschlusses wie folgt zusammen: »Diese Leute waren gewalttätig, lange bevor sie Mitglieder des Parlaments wurden. Es ist keine neo-faschistische oder extrem rechte Bewegung. Es ist die einzige Organisation in Griechenland, die den Hitlerismus liebt und Alfred Rosenberg oder Goebbels liest. Gewalt ist für sie die Botschaft ihrer Politik«. Im Juni 2012 erhielt sie bei den Parlamentswahlen 6,9 Prozent der Stimmen und zog erstmals mit 18 Sit-

zen in das Parlament in Athen ein. Bei den diesjährigen Wahlen zum Europäischen Parlament konnte sich Chrysi Avgi sogar auf 9,4 Prozent verbessern und stellte somit die viertstärkste Kraft in der griechischen Parteienlandschaft dar. Doch seit der brutalen Ermordung des Antifaschisten und Musikers Pavlos Fyssas durch ein Mitglied der Partei Chrysi Avgi in einem Athener Vorort im September 2013 bemüht sich der griechische Staatsapparat, Chrysi Avgi mit rechtlichen Mitteln etwas entgegenzusetzen. Bereits seit Monaten befinden sich der Parteivorsitzende Nikolaos Michaloliakos und mehr als ein Dutzend weiterer Abgeordneter sowie weitere Anhänger der Partei, darunter auch Polizeibeamte, wegen des Vorwurfs der Bildung einer kriminellen Vereinigung in Untersuchungshaft. Die Justiz ermittelt wegen Körperverletzung, Totschlags, Erpressung, Geldwäsche und Sprengstoffanschlägen. Anfang November soll der Prozess nun endlich stattfinden; die Aussichten für ein Parteiverbot sind jedoch ungewiss.

Linke antizionistische Antisemiten

Auf der anderen Seite des politischen Spektrums geht es weniger gewaltaffin aber nur geringfügig weniger antisemitisch zu. Seit den Parlamentswahlen im Juni 2012 ist das sozialrevolutionäre Wahlbündnis SYRIZA, bestehend sowohl aus ökologischen wie auch linksradikalen Gruppen, zweitstärkste Fraktion im Parlament. Dessen Parteivorsitzender, Alexis Tsipras, nahm anlässlich des letzten Gaza-Krieges Kufiya tragend an einer Pro-Palästina-Demonstration in Athen teil. Auch verurteilte SYRIZA im vergangenen Juli in einer Pressemitteilung die Operation des israelischen Militärs im Gazastreifen als »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« ohne die Hamas auch nur zu erwähnen. Dies sind jedoch keine skandalösen Einzelfälle. Das ist schlichtweg Ausdruck einer antisemitischen Tradition eines Großteils der griechischen Linken, in der weiterhin der Terminus »Zionist« gleichbedeutend mit Rassismus verwendet wird. Bereits Andreas Papandreou, ehemaliger Premierminister Griechenlands und Parteiführer der sozialdemokratischen Pasok, setzte während des Libanonkriegs 1982 in öffentlichen Reden Israelis mit Nazis gleich. Auch konnte sich Palästinenser-Präsident Arafat ewiger griechischer Gastfreundschaft versichert sein; was nicht für israelische Regierungsvertreter galt. Der erste Besuch eines israelischen Regierungschefs in Griechenland erfolgte erst 2010. Seit dem intensivierten sich jedoch die griechisch-israelischen Beziehungen im Bereich der wirtschaftlichen und militärischen Kooperation rasant. 2011 hinderte Griechenland sogar die Schiffe der »Free-Gaza-Flottille II« am Auslaufen. Offenbar ist es den griechischen Regierungen in diesen Zeiten der Krise viel wichtiger, nach neuen verlässlichen Partnern zu suchen, als auf die Träger antisemitischer Ressentiments Rücksicht zu nehmen.

Von Entebbe bis Judith Butler

Ein Interview mit dem Historiker Jeffrey Herf über Post-Holocaust Antisemitismus

JR: Professor Jeffrey Herf, Sie sind sowohl als Experte in deutscher und europäischer Geschichte als auch in den Bereichen Antisemitismus, Nazi-Deutschland und dem Islamismus bekannt. Wann fingen Sie an, sich mit dem Antisemitismus nach der Shoah, dem sog. Post-Holocaust Antisemitismus zu befassen?

JH: Als ich von der aktiven Teilnahme von zwei BRD-Linken 1976 bei der Entführung eines Air France-Fluges nach Entebbe und der späteren Selektion der jüdischen von den nicht-jüdischen Passagieren erfuhr, begann ich mich mit dem Post-Holocaust Antisemitismus näher zu befassen. Diese Beschäftigung wurde intensiviert während der Jahre 1978/79, als ich in Frankfurt am Main lebte und über die Schockwellen und die bundesrepublikanischen Antworten anlässlich der Ausstrahlung der TV Serie Holocaust schrieb.

Meine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Post-Holocaust Antisemitismus begann in den frühen 1990er Jahren, als ich anfing, über die politische Erinnerung an den Holocaust in West- und Ostdeutschland zu arbeiten. Dann forschte ich zu den »antikosmopolitischen Säuberungsaktionen« in der DDR, die zu der Publikation »Zweierlei Erinnerung: Die NS Vergangenheit im geteilten Deutschland, Berlin, 1998« führte.

JR: Seit wann beschäftigen Sie sich zusätzlich mit dem islamistischen Antisemitismus?

JH: Einige Wochen nach den Anschlägen vom 11. September 2001 hielt ich einen Vortrag zum Thema »Was ist alt und was ist neu am Terror des islamischen Fundamentalismus?« Wer die Statements von Al Qaida liest, dem wird klar, dass der Judenhass eine enorme Rolle in der islamistischen Ideologie spielt.

JR: Kürzlich schrieben Sie in einem Artikel für die Zeitschrift *The American Interest*, gegen eine Gruppe, die sich »Historiker gegen den Krieg« nennt. Diese Gruppe hatte sich de facto für die Hamas und gegen Israel positioniert. Wie einflussreich ist diese Gruppe an amerikanischen Universitäten?

JH: Es würde zu weit gehen, diese »Historiker gegen den Krieg« als »Gruppe« zu bezeichnen. Es ist eine dieser E-Mail-Netzwerke, Leute, die sich unkompliziert im Internet zusammentun, weil sie einfach ein paar Gemeinsamkeiten haben. Diese Verbindung von links gerichteten Historikern war nicht ganz so krude, um offen für Hamas Partei zu ergreifen. Als ich sie als »Pro-Hamas-Linke« beschrieb, meinte ich das »objektiv«. Die Beschuldigungen der Gruppe gegen Israel, welches Kriegsverbrechen in Gaza begangen hätte, in Verbindung mit der Aufforderung, die amerikanische Militärhilfe für Israel einzustellen, ergeben »objektiv« eine Unterstützung für Hamas. Viele, vermutlich die meisten der Unterzeichner, würden bestreiten, dass sie Hamas unterstützen, aber das ist ganz klar die Konsequenz ihrer Position.

Kurzfristig gibt es Grund für Pessimis-

mus was die Unterstützung für Israel in den geschichtswissenschaftlichen Instituten sowie in den Geistes- und Sozialwissenschaften betrifft. Nicht deshalb, weil eine Mehrheit der Fakultätsmitglieder ausgesprochene Feinde Israels wären. Vielmehr, weil eine kleine, gut organisierte Minderheit Israel verachtet. Die Unterstützer Israels sind eine kleinere Gruppe. Der große Teil der Fakultätsangehörigen, der sich um andere Sachen kümmert, spürt sehr wohl, dass der Zeitgeist antiisraelisch ist. Die antiisraelische Stimmung ist einflussreich, aber nicht alles bestimmend. Es gibt Gegenströmungen in den Universitätsverwaltungen und unter Fakultätsangehörigen in den Naturwissenschaften, den Ingenieurwissenschaften und einer Minderheit von uns in den Geistes- und Sozialwissenschaften.

JR: Gibt es irgendeine andere organisierte Gruppe von Historikern in den USA, die solche Kollegen kritisiert oder herausfordert?

JH: Es gibt einige wenige Historiker, die als einzelne die antiisraelische Linke herausfordern. Es gibt auch Kritik bei den Literaturwissenschaftlern und gegen Kollegen, die die Boykottbewegung (Boycott Divestment Sanctions, BDS) unterstützen. Viele, vielleicht die meisten Historiker sind unglücklich darüber, dass manche Kollegen ihre politischen Überzeugungen mit einem Bezug zu ihren Positionen »als Historiker« oder irgendeiner anderen akademischen Disziplin zu legitimieren versuchen. Diese Legitimierungen sind eine alte Taktik und überzeugen immer weniger.

JR: In Ihrem Artikel sagen Sie, dass die Linke nicht mehr als antifaschistisch zu bezeichnen ist, wenn sie de facto oder objektiv reaktionäre Gruppen wie Hamas unterstützt. Denken Sie, dieses Ende einer antifaschistischen Linken passierte erst 2014 in Amerika, oder schon viel früher, kam aber erst jetzt zum Vorschein?

JH: Ich möchte den Begriff »die Linke« vermeiden, weil dieser Begriff auf beiden Seiten des Atlantiks nur von sehr wenigen Leuten benutzt wird, die sich gegen die islamistische Ideologie und Politik wenden. Dafür weigern sich die meisten der dominierenden linken Stimmen, die Verbindungen von Hamas und dem radikalen Antisemitismus zu Nazis zu thematisieren. Ja, natürlich, die Weigerung sich gegen die Islamisten zu stellen, hat eine lange Vorgeschichte. Die Basis dafür wurde vor Jahrzehnten von der Sowjetunion und den kommunistischen Regimen gelegt, als sie anfangen terroristische Organisationen, die Israel angriffen, zu unterstützen. Die PLO der 1970 und 1980er Jahre hatte eine starke marxistisch-leninistische Tradition. Die historisch interessante Entwicklung im Sommer 2014 in den Vereinigten Staaten war die Bereitschaft von Linken, eine moralische Gleichheit zwischen Israel und einer Gruppe wie Hamas zu behaupten – dabei hat Hamas überhaupt keine Beziehung zur kommunistischen Tradition. In diesem Sinne erinnerte mich das an die

Mentalität in den kommunistischen Parteien zur Zeit des Hitler-Stalin-Paktes, 1939–1941.

JR: Der Historiker Dirk Moses von der European University Institute in Florenz, ein typischer Vertreter der postkolonialen Studien, klagte Sie vor ein paar Jahren an: Erstens weil sie die Einzigartigkeit der Shoah betonen, zweitens aufgrund Ihrer Kritik am Islamismus und Ihrer Analyse der Beziehung von »politischem Islam« und dem Nazi-Antisemitismus und drittens wegen Ihrer pro-israelischen Haltung, Sie würden einen »ethnisch ausgerichteten jüdischen Staat« favorisieren. Was sagen Sie dazu?

JH: Nun, ich plädiere auf »schuldig« und tue das mit Stolz: Ich möchte in der Tat die Öffentlichkeit auf die Einzigartigkeit des Holocaust hinweisen, darauf, den Islamismus zu kritisieren und dessen Beziehung zum Nazi-Antisemitismus herauszuarbeiten und ich möchte sie auf meine pro-israelische Haltung hinweisen. Moses versteht die Geschichte des Zionismus nicht, wenn er Israel einen »ethnisch konzipierten« jüdischen Staat nennt. Es gibt eine Vielzahl von Ethnien in Israel, viel mehr als in jedem arabischen Land. Es gibt Juden in einer großen Unterschiedlichkeit was ihre ethnische, nationale und, ja, »rassischen« Hintergründe betrifft. Die Vorstellung, der Zionismus hätte etwas mit Rassismus zu tun, war bereits eine Lüge als die PLO diese Verleumdung in ihrer Charta 1968 propagierte. Sie wurde nicht wahrer, als eine Mehrheit in der UN Generalversammlung im Jahr 1975 den Zionismus als Rassismus diffamierte. Und sie bleibt auch heute eine Lüge. Wenn wir mal über »ethnisch konzipierte« Staaten sprechen wollen, würde ich vorschlagen, der Leser sollte sich mal die PLO Charta von 1968 anschauen. Es war ein Programm der Ausweisung, ja der »ethnischen Säuberung« der riesigen Mehrheit der Juden von Israel, die später als 1917 oder 1948 sich dort niedergelassen hatten.

JR: Die »Historiker gegen den Krieg« drängen die USA, die Militärhilfe für Israel einzustellen. Ein führender Politiker der Sozialdemokraten in der Bundesrepublik, Ralf Stegner, der einer von sechs stellvertretenden Parteivorsitzenden der SPD ist, stellt die Militärhilfe für Israel ebenso in Frage. Wie Benjamin Netanyahu sagte: »Wenn unsere Feinde die Waffen niederlegen, wird es Frieden geben, wenn Israel seine Waffen niederlegt, wird es kein Israel mehr geben.« Verstehen die politischen Eliten in USA und Deutschland das nicht oder sind sie ganz bewusst antiisraelisch, was meinen Sie?

JH: Ich kann nichts zur politischen Elite in Deutschland sagen, außer dass ich denke, dass Bundeskanzlerin Merkel nicht nur für sich spricht, wenn sie Unterstützung für Israel bekundet. Die U-Boote, die Deutschland an Israel geschickt hat, sind ein starkes Zeichen der Unterstützung. Die politische Elite in den USA ist sehr vehement pro-israelisch. Es gibt heftige Kritik an Israel am linken



Jeffrey Herf

Rand der Partei der Demokraten und unter Isolationisten bei den Republikanern. Der lauwarmer Enthusiasmus für Israel von Seiten der Obama-Administration repräsentiert den linken Flügel des amerikanischen Establishments. Ich tippe, dass der nächste Präsident oder die erste Präsidentin proisraelischer sein wird als Obama. Verglichen mit europäischen Ansichten erscheint Obama gleichwohl als zuverlässiger Verteidiger Israels. Die Stimmung in Washington ist viel mehr für Israel verglichen mit den jüngsten Tönen an den Universitäten.

JR: Was meinen Sie mit dem Ausdruck »militante Demokratie«? Trifft dieser Ausdruck nur auf die politische Kultur in den USA oder auch auf Europa und Deutschland zu?

JH: Der Ausdruck »militante Demokratie« oder »wehrhafte Demokratie« ist sogar ein deutscher Ausdruck, der in den späten 1940er und frühen 1950er Jahren auftauchte, vor allem in West-Berlin. Leute wie Willy Brandt, Ernst Reuter und Richard Löwenthal sagten, dass die demokratische Linke und die demokratische Rechte die undemokratischen Teile der radikalen Linken und radikalen Rechten bekämpfen müssten. Der Begriff wurde in den 1960er Jahren mit dem Terminus »Anti-Antikommunismus« abgelehnt. Das Unverständnis in den 1960er und 1970er gegenüber der Gefahr des »Totalitarismus« hat vermutlich in den letzten Jahren einen Wiederhall insofern erfahren, als auch heute die totalitären Elemente im Islamismus nur sehr zögerlich thematisiert werden.

JR: Einige jüdische und sehr viele nicht-jüdische Aktivisten behaupten, der Zionismus sei gegen die Juden gerichtet. Das war auch der Hauptslogan der antisemitischen und islamistischen sog. al-Quds-Demonstration Ende Juli 2014 in Berlin. Autoren wie Judith Butler sagen auch, »Der Zionismus ist nicht das Judentum«. Was sagen Sie dazu?

→ Fortsetzung auf Seite 6

Wenn der Taler im Kasten klingt...

Über den österreichischen Bundespräsidenten Heinz Fischer

Von Karl Pfeifer

Die Feststellung Thomas Bernhards, in Österreich gäbe es katholische und sozialistische Nationalsozialisten, berührte einen wunden Punkt der Zweiten Republik. Noch 20 Jahre nach der Befreiung Österreichs durch die Alliierten konnte der katholische Nationalsozialist Taras Borodajkewycz an der Wiener Hochschule für Welthandel Geschichte lehren und antisemitische Sprüche klopfen. Der von der Österreichischen Volkspartei (ÖVP) protegierte Historiker erklärte, »mit Geschichtsfälschungen und antideutschen Emigrantenressentiments« aufzuräumen. Ende Januar 1965 forderten zwei SPÖ Abgeordnete in einer Anfrage an den ÖVP-Unterrichtsminister eine Disziplinaruntersuchung gegen Borodajkewycz, der während des Krieges SS-Schulungsleiter und SA-Kulturreferent gewesen war und in seinen Vorlesungen u.a. von der »jüdischen Massenaufputscherin Rosa Luxemburg« und der »jüdischen SPD« sprach. Der Unterrichtsminister lehnte ab. Sozialistische und katholische Studenten, darunter an führender Stelle Heinz Fischer und der spätere Finanzminister Ferdinand Lacina sowie Alfred Stirnemann klärten die Öffentlichkeit auf und es kam zu denkwürdigen antifaschistischen Demonstrationen in Wien. Gleichzeitig gab es auch massive Demonstrationen des rechtsextremen *Rings Freiheitlicher Studenten*, der damals noch bei den Wahlen zur Hochschülerschaft 30 Prozent der Stimmen errang. Manch einer, der damals für Borodajkewycz demonstrierte, dem ein Richter »tief eingewurzelten Antisemitismus« bestätigte, konnte dank der Protektion durch die SPÖ später Karriere machen, insbesondere im Justizapparat.

Sowohl SPÖ als auch ÖVP haben es bislang vermieden, den Antisemitismus in den eigenen Reihen während der fast

70 Jahre der Zweiten Republik zu dokumentieren. Bruno Kreisky, der je nachdem, ob er persönlich angegriffen wurde oder nicht, einen Antisemitismus in Österreich feststellte oder leugnete, gelang es nicht nur ehemalige Nationalsozialisten in seine Regierung zu holen, sondern sich auch mit ehemaligen SS-Leuten, die



Der Sozialdemokrat Heinz Fischer in Erwartung seiner Vereidigung als neuer österreichischer Staatspräsident, 8. Juli 2004, Wien.

in Mordeinheiten gedient hatten, zu befreunden. Unter diesem Bundeskanzler (1970–1983) machte Heinz Fischer steile Karriere. Ein Wort gegen diese Politik oder zu den krassen, teils antisemitischen Sprüchen des Kanzlers »jüdischen Ursprungs« war von ihm nicht zu hören.

Bruno Kreisky und der Antisemitismus

Kreisky hingegen nahm Angriffe gegen seine Person als antisemitisch wahr, doch

1973 erklärte er vollmundig: »Es gibt heute keinen Antisemitismus mehr in Österreich. Das wird den Leuten höchstens eingeredet. Ich habe nie irgendeinen Antisemitismus verspürt.«

Kreisky – so das Gerücht – machte sich lustig über den sich vor einer Entscheidung drückenden Fischer und soll gesagt haben, »Aus dem Heinz wird noch was. Immer wenn's schwierig wird, ist er am Klo und kommt erst zurück, wenn die Sache ausgestanden ist.« Heinz Fischer, der seit 2004 als Bundespräsident amtiert, dementierte das als böswilliges Gerücht.

Simon Wiesenthal wandte sich gegen Kreiskys Politik, die ehemaligen Nazis zu bevorzugen und prangerte an, dass 40% der Mitglieder dessen ersten Regierungskabinetts ehemalige Nationalsozialisten waren. Kreisky, der sich bemühte den vielen Antisemiten dem Mund nach zu reden, reagierte: »Ich warte nur darauf, bis Herr Wiesenthal nachweist, dass auch ich bei der SS gewesen bin«. Wiesenthal wurde umgehend von Kreisky und seinem Dunstkreis mit wüsten Beschimpfungen und Verleumdungen konfrontiert. Sie sprachen Wiesenthal die »moralische Autorität« ab, sich der Aufdeckung von NS-Verbrechen zu widmen und Kreisky wollte mit Hilfe des ehemaligen flämischen SS Kommandanten Robert Jan Verbelen, der in Belgien zu Tod verurteilt wurde, nachweisen, dass Wiesenthal Gestapo-Agent war. Das zu einer Zeit, als Wiesenthal von den Volksdemokratien Polen und der CSSR sowie von Neonazis heftig attackiert wurde. Mit ihren Beschuldigungen wie »Menschenjäger«, »Rachefanatiker«, »Privatjustiz«, »faschistischer Kollaborateur«, »jüdischer Faschist«, stärkten Kreisky und die von ihm geführten Sozialisten den Alltagsfaschismus in Österreich und die Verdränger der eigenen Geschichte. Wenn man bedenkt, dass gleichzeitig SS-Mörder von österreichischen Geschworenengerichten



Karl Pfeifer

freigesprochen wurden, dann kann man nachfühlen, wie sich Wiesenthal gefühlt haben musste.

Heinz Fischer gegen Simon Wiesenthal

Als Wiesenthal Kreisky anklagte, wurde dieser vom damaligen 37-jährigen Fraktionsvorsitzenden der SPÖ, Heinz Fischer, für den Fall, dass die Klage nicht zurückgezogen werde, mit einem parlamentarischen Untersuchungsausschuss bedroht, obwohl die Berechtigung dazu von Verfassungsjuristen bestritten wurde.

Stephan Koren, Chef der konservativen Opposition, reagierte im Parlament auf diese implizite Erpressung und sprach sowohl Fischer als Kreisky an: »dass noch niemals in der Geschichte des Parlaments ein privates Streitverfahren, in dem ein Bundeskanzler als Beklagter aufscheint, in ein parlamentarisches Untersuchungsverfahren umfunktioniert worden ist... Antipathie aber, Herr Bundeskanzler, ist vorläufig in Österreich noch kein Grund zur Einleitung von Untersuchungen ... Beenden Sie dieses unwürdige Schauspiel, das das Ansehen Österreichs in der Welt zutiefst beeinträchtigt.«

Fischer, der bei diesem unwürdigen

← Fortsetzung von Seite 5



Undatiertes Foto mit Yonatan »Yoni« Netanyahu (links) und seinem jüngeren Bruder Benjamin. Yoni Netanyahu war Kommandant der israelischen Eliteeinheit, die am 4. Juli 1976 am Flughafen in Entebbe die israelischen und jüdischen Geiseln befreite. Er wurde bei dem Einsatz von den deutsch-arabischen Entführern getötet.

JH: Das Wort »Zionismus« in einen Kampfbegriff zu verwandeln und ihn negativ zu besetzen, war eine der erfolgreichsten Propagandatriumphe der Sow-

jetunion, des Warschauer Paktes, der arabischen Staaten und der PLO. Besonders von 1967 und dem Sechstagekrieg bis zum Ende des Kalten Krieges haben sie

diesen antizionistischen Krieg ausgefochten. Der Kollaps des Kommunismus hat leider nicht das Ende dieser Propaganda herbeigeführt. Das iranische Regime hat den Staffstab übernommen, wie im Sport. Letztes Jahr ging ich in einen der führenden Buchläden in Berlin-Mitte. Ich fand eine ganze Reihe von Büchern von israelischen Autoren, die Israel scharf kritisieren. Soweit ich weiß, sind Bücher renommierter israelischer Historiker wie Benny Morris oder Anita Shapira nicht ins Deutsche übersetzt worden. Also kann man davon ausgehen, dass die Deutschen, die Israel diffamieren, so gut wie gar nichts über die aktuelle Forschung über das Land und aus Israel selbst kennen, außer den antiisraelischen Schriften von einigen wenigen Israeli oder Ex-Israeli. Deutsche Verlage sollten aufhören Ausreden zu suchen, um keine Werke israelischer Historiker zu publizieren, die eine differenziertere israelische Geschichte präsentieren

Wenn Judith Butler meint, »Zionismus ist nicht Judaismus« würde ich sie mal

fragen, woher sie das Recht nimmt zu definieren, was Judaismus ist und was nicht. Ihre Anmaßungen führen dazu, dass Leute mit einer gewissen Skepsis auf politische Äußerungen von Professorinnen und Professoren im Bereich Literaturwissenschaft reagieren ...

JR: Vielen Dank für das Gespräch, Prof. Jeffrey Herf.

Jeffrey Herf ist Professor an der University of Maryland in College Park, USA. Sein letztes Buch zu deutscher Geschichte ist *Nazi Propaganda for the Arab World* (Yale University Press 2009). Derzeit schließt er eine Studie mit dem Arbeitstitel »Im Krieg mit Israel: Ostdeutschland und die westdeutsche Linke, 1967–1989« (in Englisch) ab.

Die Fragen für die JR stellte Clemens Heni, der das Interview aus dem Englischen übersetzte.

Schauspiel im Parlament Regie führte, charakterisierte 1993 die Kreisky-Jahre: »Ein höchst unerfreuliches, mit vielen psychologischen Hypothesen belastetes Kapitel der jüngeren Zeitgeschichte war mit Mühe und Not vor dem Erreichen des Siedepunktes vom Herd genommen worden.«

Kreiskys Karriere war nicht Resultat einer antifaschistischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, im Gegenteil, oft genug konnte man von Antisemiten damals hören, »wir haben nichts gegen Juden, wenn sie nur alle wie Kreisky wären«. Fischer besuchte Simon Wiesenthal vier Monate vor dessen Tod im September 2005, um ihm das Große Goldene Ehrenzeichen für die Verdienste um die Republik Österreich zu verleihen. »Schejn« meinte Wiesenthal nur auf Jiddisch, drehte sich um und kehrte in sein Zimmer zurück.

1995 wurde der »Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus« gegründet, dessen Vorsitzender Nationalratspräsident Heinz Fischer wurde. Das geschah nicht zufällig zur Zeit des Aufstiegs der rechtsextremen FPÖ unter Jörg Haider. Die Summen, die dieser Fonds den jüdischen Opfern auszahlen konnte, waren lediglich ein Bruchteil dessen, was die deutsch-österreichische Volksgemeinschaft den Juden in der Zeit von 1938 bis 1945 geraubt hatte und diese sehr späte Entschädigungszahlung hält keinen Vergleich mit der deutschen Wiedergutmachung aus. Aber weil die meisten österreichischen Opfer bereits jede Hoffnung auf ein Einsehen des offiziellen Österreichs aufgegeben hatten, wurde er von der jüdischen Öffentlichkeit im In- und Ausland positiv aufgenommen.

Sprung in die Gegenwart

2010 wurde Bundespräsident Fischer mit der Behauptung konfrontiert: »Weil Sie ständig abwägen, gelten Sie als Präsident, den man kaum auf eindeutige Aussagen festnageln kann«. Seine Antwort darauf lautete: »Aber das ist doch eine gute Eigenschaft, wenn der Bundespräsident nicht überspitzte Polemiken führt, sondern man sich auf seine Aussagen verlassen kann.« Leider versucht Fischer aber in letzter Zeit wieder in die Fußstapfen von Bruno Kreisky zu treten. Bei jedem sich bietenden Vorwand hat er etwas am jüdischen Staat auszusetzen. Der sonst eher distanziert und kühl wirkende Politiker kennt dabei keine Hemmungen und wer seine Website anschaut, sieht wie wichtig ihm die emotionale Auseinandersetzung mit Israel ist. Sonst stets um die österreichische Neutralität besorgt, lässt Fischer ausgerechnet bei dem am wenigsten blutigen Konflikt im Nahen Osten jegliches Bemühen um Objektivität vermissen.

Die gegenwärtige Eiszeit im Nahost-Friedensprozess ist für Bundespräsident Heinz Fischer »absurd«. In einer Rede vor der Österreichischen Gesellschaft für Außenpolitik und die Vereinten Nationen kritisierte er Ende April 2014 vor allem Israel für den Gesprächsstopp mit den Palästinensern. »Besonders wenig überzeugend«, sagte Fischer, »scheint mir die jüngste Sistierung der Verhandlungen vonseiten Israels mit dem Hinweis auf den Versuch der Bildung einer gemeinsamen Regierung von PLO und Hamas. Wenn man immer gesagt hat, dass die Glaubwürdigkeit der Anerkennung Israels und die Glaubwürdigkeit einer Friedenslösung davon abhängt, dass sie nicht nur von der PLO getragen wird, sondern

für alle Palästinenser Gültigkeit haben muss, dann ist die Einbindung der Hamas in eine PLO-geführte Regierung meines Erachtens ein Schritt in die richtige Richtung und nicht ein Grund Verhandlungen zu sistieren.«

Bereits 2007 hat die damalige österreichische Außenministerin Ursula Plassnig in die gleiche Kerbe geschlagen: »Die Hamas wird ihre Positionen ändern müssen (...) Ziel der EU ist es, dass sich die Hamas weiterentwickelt.« Die Prophezeiungen Plassnigs entsprachen den Illusionen, die man sich im Außenamt über die palästinensische Filiale der Moslembrüder schon immer machte. Hamas entwickelte sich natürlich weiter, nur nicht so wie es die EU – die diese Terroristenorganisation indirekt großzügig subventionierte – vorsah, sie importierte Raketen und Waffen und baute mit den Materialien, die für den Bau von Wohnungen vorgesehen waren, Tunnel, die nach Israel führten.

Israel, das 2005 den Gazastreifen räumte, wurde seither mit tausenden Raketen beschossen und das tagtägliche Leben von bis zu einer Million Israelis wurde dadurch empfindlich gestört.

Fischer glaubt die Realität durch seine ideologische Voreingenommenheit ersetzen zu können, als ob er nicht wüsste, dass Hamas sich die Vernichtung Israels zum Ziel gesetzt hat und daran auch in der Praxis festhält. Über die alltägliche antisemitische Indoktrination von Kindern durch Hamas ist kein Wort des Präsidenten ist zu hören.

Verharmlosung des österreichischen Antisemitismus

Am 18. Mai 2014 gab er der Wiener Tageszeitung Kurier ein Interview, in dem er auf die zunehmende Zahl von antisemitischen Zwischenfällen und Attacken auf NS-Gedenkstätten angesprochen wurde und darauf antwortete: »Ich sage aus voller Überzeugung, dass Antisemitismus in Österreich nicht zunimmt. Ich lasse mir diese Überzeugung durch einzelne Schmierereien, die ich schärfstens verurteile, nicht rauben. (...) Antisemitismus ist in Österreich ein auf wenige Unverbesserliche reduziertes Problem.« Fischer will – so wie sein Mentor Kreisky – die Resultate der empirischen Antisemitismusforschung einfach nicht zur Kenntnis nehmen. Die letzte ADL-Untersuchung stuft 28 Prozent der Österreicher (37% der Männer und 20% der Frauen) als antisemitisch ein. Wie realitätsresistent ist Heinz Fischer, wenn er den Antisemitismus von mehr als einem Viertel der Bevölkerung »auf wenige Unverbesserliche« reduziert?

Am 24. August hielt er eine Rede vor dem Forum Alpbach und titelte seine Presseaussendung mit der Binsenwahrheit »Nicht jede Kritik an Israel ist Antisemitismus«. Auch könne nicht jede Kritik an Israel »auf die Ebene des Antisemitismus gehoben werden.« Kein ernst zu nehmender Mensch behauptet, jede Kritik an Israel ist Antisemitismus. Nicht jede Kritik an Israel kommt aus dem Mistkübel des Antisemitismus. Wenn aber Horden von Demonstranten in Österreich »Israel Kindermörder« und auf Arabisch zum Judenmord aufrufen, wenn der Davidstern mit dem Hakenkreuz auf Postern gleichgestellt wird, dann kann man vom österreichischen Präsidenten erwarten, dass er nicht nur allgemein dafür eintritt »jede Form von Antisemitismus« abzulehnen. Eine 2011 publizierte Studie der SPD-nahen Friedrich-



Heinz Fischer (rechts) begrüßt den iranischen Außenminister Javad Mohammad Zarif nach den EU 5+1 Gesprächen bei den UN in Wien, 18. Februar 2014.

Ebert-Stiftung (Intolerance, Prejudice and Discrimination A European Report, von Andreas Zick, Beate Küpper, Andreas Hövermann) kommt zum Schluss: »Die Daten zeigen auch Antisemitismus, der oft in der Verkleidung von Israel-Kritik kommt. Antisemitische Kritik Israels erhält Unterstützung fast der Mehrheit in allen europäischen Ländern. Wenn diese Beobachtung ein Maß für das Verhältnis der europäischen Einstellungen zu Israel ist, müssen wir schlussfolgern, dass die Wahrnehmung Israels durch Antisemitismus getrübt wird.«

Die Behauptung von Fischer über Kritik an Israel erinnert fatal an den am österreichischen Bierstisch oft gehörten Spruch, das wird man ja noch sagen dürfen. In seiner Presseerklärung vom 24. 8. 2014 heißt es: »Die Zahl der palästinensischen Opfer weise eine »beträchtliche, wenn nicht extreme Unverhältnismäßigkeit« auf.«

Heinz Fischer und der Iran

Bereits zwei Tage später teilte die iranische Presseagentur triumphierend mit: »Der österreichische Bundespräsident Heinz Fischer plant einen offiziellen Besuch des Irans im November, um die letzten regionalen und internationalen Entwicklungen zu besprechen und neue Wege für die Förderung der Teheran-Wien Verbindungen zu finden.«

Könnte es sein, dass HBP (Herr Bundespräsident, Red.) mit solchen Erklärungen auch seinen Gastgebern in spe entgegenkommen will? Anscheinend will er die von Kreisky begonnene Linie fortsetzen, sich auf den Staat Israel einzuschließen und sich bei anderen, viel blutigeren Konflikten im Nahen Osten, sehr zurückzuhalten. Während des iranisch-irakischen Krieges (1980–1988) lieferte bekanntlich Österreich Kanonen an beide Kriegsparteien, und auch damals haben Sozialisten eher Israel »kritisiert« als über die eine Million Todesopfer gesprochen.

Man kann nur staunen, wie Fischer sich auf die Anzahl der Opfer kapriziert, jedoch nicht auf den Kontext eingeht, nämlich darauf, dass Hamas bewusst Kinder und Frauen als Schutzschilder missbraucht hat. Die Tatsache, dass Hamas inmitten der Zivilbevölkerung Raketen auf Israel abgefeuert hat, in UN-WRA-Schulen Raketen versteckte, ist für ihn nicht erwähnenswert. Die zahlreichen Tunnel auch unter Wohnhäusern und Moscheen wurden von Hamas nicht als Schutzräume für die Bevölkerung benützt, sondern als Mittel des Terrors gegen Israel, die oft in Israel mündeten.

Die israelische Armee (IDF) hat sich außerordentlich bemüht, Zivilisten zu schonen, denn Israel achtet im Gegenteil zu seinen Feinden das Recht auf Leben. Und auch diesmal stellt sich heraus, dass Hamas Zahlen gefälscht und Terroristen, die getötet wurden, als Zivilisten registrierte. Auch die PA fälschte die Zahl der getöteten Terroristen. 2002 behauptete sie, in Jenin seien 500 Personen – überwiegend Zivilisten – getötet worden. Nach den Kämpfen konnte geklärt werden, es gab 52 Opfer, davon 38 bewaffnete Kämpfer. Die IDF ist verpflichtet, die Gesetze des demokratischen Staates Israel zu beachten und steht unter der äußerst kritischen Aufmerksamkeit der Medien des In- und Auslandes.

Heinz Fischer hat nicht die Zahlen der Opfer verglichen, als er sich zum Krieg der USA gegen das Baathregime äußerte. Die Zahl der bis 2006 getöteten amerikanischen Soldaten betrug weniger als ein halbes Prozent der bis 2006 durch den Krieg ums Leben gekommenen Iraker (655.000 Todesopfer im Irak und 3004 amerikanische Soldaten).

Der Präsident misst also den jüdischen Staat mit einem anderen Maßstab, als andere demokratische Staaten. »Die Anwendung doppelter Standards, indem man von Israel ein Verhalten fordert, das von keinem anderen demokratischen Staat erwartet und verlangt wird« ist ein Kennzeichen des Antisemitismus.

Besonders verwerflich ist die gleichzeitige Bemühung von Bundespräsident Heinz Fischer, dem dauerlächelnden Aushängeschild der Ajatollahs internationale Reputation und Legitimität zu verleihen, um österreichischen Firmen neue Geschäfte mit dem Antisemiten-Regime in Teheran zu ermöglichen. Denn das iranische Regime hält unbeirrt an seinem Atomprogramm fest. Die Hinrichtungen im Iran haben während der Präsidentschaft Rohanis, der vom Fischer hofiert wird, noch zugenommen. Auf Homosexualität steht weiterhin die Todesstrafe und Israel wird immer wieder mit Vernichtung bedroht und der Holocaust wird vom Obersten geistlichen Führer Ali Khamenei bis zum heutigen Tag in Zweifel gezogen.

Der österreichische Bundespräsident bestärkt – nolens volens – die antisemitische Wahrnehmung Israels in Österreich und diesbezüglich kann man sich auf seine Aussagen verlassen. Die Geschäfte mit Iran sollen ihren Gang gehen. Wenn der Taler im Kasten klingt ...

Pathos für den Judenstaat, Politik für die Judenfeinde

Über das doppelte Gesicht der deutschen Israel-Politik

Von Alex Feuerherdt

Als Angela Merkel im März 2008 aus Anlass des 60. Geburtstages des Staates Israel vor die Knesset trat, sprach sie wohlklingende Sätze zu den Abgeordneten. Von der »besonderen historischen Verantwortung Deutschlands für die Sicherheit Israels«, die »Teil der Staatsräson meines Landes« und »niemals verhandelbar« sei, war da beispielsweise die Rede, von »weiteren und schärferen Sanktionen« gegen den Iran, um dessen Nuklearprogramm zu stoppen, und davon, dass die Raketenangriffe und der Terror der Hamas Verbrechen seien, die aufhören müssten. In der »Stunde der Bewährung« dürften solche Aussagen »keine leeren Worte bleiben«, sagte die Kanzlerin weiter. Aber folg(t)en daraus tatsächlich Taten? Ist die Bundesrepublik wirklich der beste Freund des jüdischen Staates, wie man vermuten könnte, wenn man diese Sätze liest?

Nun, wenn man die Zwischentöne bemerkt und die diplomatischen Floskeln dechiffriert, relativiert sich bereits so manches. Merkel sagte nämlich auch, Deutschland setze in Bezug auf die atomaren Ambitionen des Iran, die Israel in seiner Existenz bedrohen, »gemeinsam mit seinen Partnern auf eine diplomatische Lösung«. Die Bundesregierung werde sich dabei, »wenn der Iran nicht einlenkt, weiter entschieden für Sanktionen einsetzen«. Was aber, wenn die diplomatische Lösung scheitert, weil Israels Feinde an ihr gar kein Interesse haben, und wenn die Sanktionen, die von deutscher Seite keineswegs je entschieden verfolgt wurden, keine Wirkung zeitigen? Die Antwort ist längst bekannt: Eine direkte, auch militärische Unterstützung des jüdischen Staates wird es nicht geben, sondern allenfalls eine Fortsetzung der pazifistischen Symbolpolitik.

Leere Worte in der Stunde der Bewährung

Seit der sogenannten Islamischen Revolution des Jahres 1979 pflegt die Bundesrepublik mit dem iranischen Regime das, was später »kritischer Dialog« getauft wurde. Dass dieses Regime Zehntausende ermorden ließ und Millionen ins Exil getrieben hat, änderte an diesem Dialog so wenig wie die Vernichtungsdrohungen gegenüber Israel, die elementar zur »Islamischen Republik« Iran gehören – auch unter dem neuen Präsidenten Hassan Rouhani. Denn der ist keineswegs, wie man das im Westen gerne glauben möchte, ein »Reformer«, sondern »The Friendly Face of Terror«, das freundliche Gesicht des Terrors, wie der Politikwissen-

schaftler Stephan Grigat es treffend formuliert hat. Während Rouhani, seit 1979 integraler Bestandteil des Regimes, seine westlichen Gesprächspartner freundlich anlächelt, sind die Hinrichtungszahlen seit seiner Amtsübernahme drastisch gestiegen, und selbstverständlich wird auf Militärparaden weiterhin »Tod Israel« gerufen und bleibt der Antisemitismus des Regimes vollkommen unangetastet. Allenfalls nennt Rouhani den Holocaust keinen »Mythos«, sondern bezeichnet ihn als etwas, das den Palästinensern jeden Tag durch Israel widerfahre. Da atmet man im Westen erleichtert auf.

Ende 2013 setzten die fünf UN-Vetomächte und Deutschland in Genf sogar die Sanktionen gegen den Iran teilweise außer Kraft und unterzeichneten ein Interimsabkommen, mit dem die Plutoniumanlage in Arak mit geringen Einschränkungen akzeptiert und die Fortsetzung der iranischen Urananreicherung gebilligt wird. Sämtliche Anlagen bleiben erhalten, keine einzige Zentrifuge wird zerstört, die atomare Infrastruktur bleibt also intakt. Kein Wunder also, dass das Regime den Deal als großen Erfolg feierte – und das war diesmal nicht bloß das übliche propagandistische Getöse.

Aufrichtig gefreut haben werden sich auch die deutschen Unternehmen, die schon lange auf ein Ende der Sanktionen gegenüber dem Iran gedrängt hatten, um bei ihren einträglichen Geschäften nicht mehr den lästigen Umweg über Drittstaaten gehen zu müssen. Deutschland ist einer der wichtigsten Handelspartner des

Iran, deutsche Technologie und deutsches Know-how gelten dem Regime als unverzichtbar und unersetzlich. Und die zuständigen deutschen Behörden haben in der jüngeren Vergangenheit oft und gerne weggeschaut, selbst wenn konkrete Hinweise auf Proliferation vorlagen. Wie hatte es die Kanzlerin vor der Knesset noch formuliert? »Nicht die Welt muss Iran beweisen, dass der Iran die Atombombe baut. Iran muss die Welt überzeugen, dass er die Atombombe nicht will.« Leere Worte in der Stunde der Bewährung.

»Kauft nicht beim Juden«, menschenrechtlich verbrämt

Und während die einen Unternehmen keinerlei Probleme damit haben, Geschäfte mit den Feinden des jüdischen Staates zu machen, boykottieren andere inzwischen Produkte aus israelischen Siedlungen im Westjordanland. Die Supermarktkette »Kaiser's« etwa verkauft seit 2012 keine Waren dieser Herkunft mehr, und israelische Lieferanten müssen sich gegenüber dem Konkurrenten »Lidl« schriftlich verpflichten, keine Erzeugnisse aus Siedlungen zu liefern. Im Februar dieses Jahres wurde zudem öffentlich, dass die Deutsche Bank auf Wunsch eines dänischen Forschungsinstituts, das zu den Kunden des Geldinstituts gehört, die größte israelische Bank, Hapoalim, aus einem Investmentfonds genommen hat – wegen »ethischer Bedenken«, weil Hapoalim auch in israelischen Siedlungen Geschäftsbeziehungen unterhält. Es ist dies die modernisierte, menschenrechtlich verbräunte Variante der »Kauft nicht beim Juden«-Politik.

Die Bundesregierung trägt diesen Kurs mit, ja, sie gibt sogar die Avantgarde. Ein Beschluss, die akademische Forschung in israelischen Siedlungen nicht mit EU-Geldern zu fördern, existiert schon länger; einem Bericht der israelischen Tageszeitung Haaretz zufolge hat Berlin mittlerweile aber auch »die Förderung israelischer High-Tech-Unternehmen unter Bedingungen gestellt«. Dazu gehöre eine Bestimmung, nach der »israelische Einrichtungen, die in Siedlungen in der Westbank oder Ost-Jerusalem ansässig sind, nicht für Gelder in Frage kommen«. Die Freude bei der sogenannten BDS-Bewegung, die sich für einen Boykott, Kapitalabzug und Sanktionen gegen Israel einsetzt, und ihrem Gründer Omar Barghouti hätte nicht größer sein können: »Beispiellos« sei dieser Schritt, sagte Barghouti; die Entscheidung der Bundesregierung stelle eine »extrem bedeutende Entwicklung im Rahmen des immer größer werdenden Boykotts dar«.



Alex Feuerherdt, Demonstration »Es gibt kein Menschenrecht auf Israelkritik«, 6. 9. 2014 in Köln

Nationale Einheit gegen den jüdischen Staat

Anders als es Angela Merkel vor der Knesset beteuerte, ist die Sicherheit Israels für die Bundesregierung also sehr wohl verhandelbar. Denn auf die hehren Worte folgten und folgten Taten, die diese Sicherheit gefährden. Das gilt für das Appeasement gegenüber dem Iran, das gilt für die politische Flankierung der glänzend laufenden Geschäfte mit den arabischen Staaten, die Israel lieber heute als morgen von der Landkarte getilgt sähen, das gilt für die Unterstützung der antisemitischen Boykottpolitik. Und es gilt beispielsweise auch für den einstimmig (!) verabschiedeten Bundestagsbeschluss vom Juli 2010, in dem das legitime – und auch völkerrechtlich zulässige – israelische Vorgehen gegen die von antiisraelischen europäischen »Friedensaktivisten« und türkischen Islamisten betriebene »Free Gaza«-Flotte verurteilt und die »sofortige« und »bedingungslose« Aufhebung der Blockade des Gazastreifens gefordert wurde. Henryk M. Broder konstatierte damals sehr zu Recht: »War früher die sogenannte Judenfrage das überparteiliche Band, das die Deutschen zusammenhielt, so ist es heute die Palästina-Frage, die ein Gefühl der nationalen Einheit erzeugt.«

Die deutsche Israel-Politik hat also gewissermaßen ein doppeltes Gesicht, und das seit jeher: In Sonntagsreden werden gerne das besondere Verhältnis zum jüdischen Staat, die Verbundenheit mit ihm und die Verpflichtung betont, die sich aus der Geschichte ergebe. In der Praxis jedoch zeigt sich, dass davon nicht allzu viel übrig bleibt, wenn es tatsächlich darauf ankommt. Mag schon sein, dass Israel weiterhin mit deutschen Waffen oder U-Booten beliefert wird – das relativiert sich jedoch stark, wenn man einen Blick auf die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu den arabischen Staaten und zum Iran wirft. Die Bekenntnisse zur deutschen Vergangenheit und das ganze Pathos in den Reden sind vor allem Pflichtübungen – und moralische Selbstermächtigungen zur Salvierung einer Politik, die Israels Existenz gefährdet, weil sie das Land diplomatisch in die Isolation treibt und gleichzeitig seine Feinde stärkt.



Angela Merkel in der Chagall State Hall der Knesset in Jerusalem, am Tag, als sie ihre Knesset-Rede hielt, 18. März 2008.

Der deutsche Patient

Das Land der 82 Millionen Nahostexperten

Von Jennifer Nathalie Pyka

Was für ein Sommer! Erst holten wir unter Einsatz aller Kräfte den Weltmeistertitel nach Hause, schon knallte es im Nahen Osten – und das Sommermärchen ging weiter. Denn wenn es in Deutschland einen Volkssport gibt, der dem Fußball den Rang ablaufen könnte, dann ist es die Israelkritik. So konnte Deutschland, das Land der 82 Millionen Nahostexperten, gleich zwei Erfolge in nur kurzer Zeit verbuchen. Man erwies sich nicht nur auf dem Rasen als führend, sondern hatte auch Gelegenheit, sich als Weltmeister im Moralisieren in Szene zu setzen.

Während die Hamas mit Liebesgrüßen in Raketenform nicht geizte, hatten hiesige Nahostexperten alle Hände voll damit zu tun, den Judenstaat vor einer erneuten »Spirale der Gewalt« zu warnen. Als Israel dann auch noch den Kampf gegen Terrorfürsten und deren Tunnel am Boden fortsetzte, war der Zeitpunkt gekommen, um die stärkste Waffe aus den Weiten des Moral-Reservoirs hervorzuholen: Schon wieder ein Völkermord in Palästina! Ein eiskalter Angriffskrieg gegen wehrlose Getto-Bewohner. Gemeinheiten, wie sie sich nur Juden ausdenken können.

So wurde die Militäroperation »Protective Edge« intensiv von einer Symphonie der erhobenen Zeigefinger begleitet. Es wurde eifrig geleitartikelt, gemahnt und getalkt. Selbst ernannte Nahostexperten und Kulturschaffende schrieben empörte Briefe an die Bundesregierung. Auch Jürgen Todenhöfer, der wohl fähigste Medienkrieger, den die Hamas sich wünschen könnte, eilte schleunigst an den Ort des Geschehens. Während die *Süddeutsche Zeitung* zu berichten wusste, es ginge Tieren im Zoo besser als den Menschen in Gaza, konnte auch Stephan Steinlein, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, nicht anders, als endlich die Dinge beim Namen und Gaza ein »Freiluftgefängnis« zu nennen.

»Erlebnisorientierte Jugendliche«

Indes strömten Heerscharen an »erlebnisorientierten Jugendlichen« mit Migrationshintergrund unter »Kindermörder Israel« – Rufen auf die Straßen der Republik. Dabei bewiesen sie eindrück-

lich, wie gut sie schon integriert sind. Sicher, hie und da wurde es etwas direkt (»Hamas, Hamas, Juden ins Gas«), andernorts riskierten Juden, Journalisten und Pro-Israel-Demonstranten ihre Gesundheit. Für hiesige Verhältnisse fehlte es da schlicht an Stil. Statt »Tod Israel« fordert man lieber die bedingungslose Aufhebung der Blockade – geht in die gleiche Richtung, klingt aber wesentlich eleganter. Ohnehin erfuhr man später in den Tagesthemen, dass es nicht Judenhass, sondern »Verzweiflung« ob der »brachialen Unerbittlichkeit dieses Feldzuges« gewesen sei, die derlei Friedensdemos befeuerte. Schließlich verdienen auch angewandte Kippa-Phobiker ein Upgrade in die Riege der Israelkritiker.

Indes wurde in Syrien weiter gemordet. Die UN erhöhten die Opferzahl auf über 191.000 – Peanuts also, wenn man dagegen den Völkermord in Gaza betrachtet. Und wer, wenn nicht Deutschland, könnte besser beurteilen, wo ein Genozid beginnt und wann er endet?

Auch die Menschenrechte der Jesiden brachten die Deutschen nicht so sehr um den Schlaf wie die Bewegungsfreiheit der Gazaner. Gleiches gilt für die ermordeten, gefolterten und entführten Nigerianer, die nicht in den Genuss deutscher Fassungslosigkeit kommen. Dass Menschenrechtsexperten von Rostock bis Rosenheim sich erst um Häusle bauende Juden nahe Jerusalem kümmern müssen, bevor sie sich eventuell Boko Haram vornehmen, mag da ein Trost sein.

Insofern kann es sich auch nur noch um Jahre handeln, bis die *Süddeutsche Zeitung* der Frage nachgehen wird, ob der »Islamische Staat« seinen Geiseln Steven Sotloff, James Foley und David Haines noch Zeit für ein letztes Gebet einräumte, bevor sie sie öffentlichkeitswirksam enthaupeteten. Eine Frage übrigens, die eben jenes Blatt schon anlässlich der Eliminierung Osama bin Ladens in höchster Sorge aufwarf.

»Totale Moral«

Nun liegt es nahe, vielen Deutschen zumindest eine Wahrnehmungsstörung im fortgeschrittenen Stadium zu diagnostizieren. Zutreffend wäre das allerdings nicht. Die Lücken innerhalb des Moralsystems erklären sich vielmehr historisch-mental als nur kognitiv. Seit der Kapitulation des Dritten Reichs gilt frei nach Clausewitz die Devise: Der Frieden ist die Fortsetzung des Kriegs mit anderen Mitteln. An die Stelle des totalen Kriegs trat die totale Moral, die sich seitdem in einer Mélange aus Minderwertigkeitskomplex, Größenwahn und Paranoia Bahn bricht.

Das Nationalmotto »Nie wieder« erfährt dabei besondere Bedeutung. Denn wenn es etwas gibt, das es

nicht wieder geben soll und eigentlich gar nicht hätte geschehen dürfen, dann ist es Unterlegenheit. Unterlegenheit vor dem internationalen Judentum, gegen das man sich lediglich wehrte – aber auch Unterlegenheit gegenüber dem Kaugummi kauenden GI, der Elvis mehr als Bach ehrt und dessen Nachfahren daher ebenfalls ins Visier deutscher Moralhüter geraten. Daher sind viele Deutsche ständig damit beschäftigt, die erlittene Niederlage nachträglich auszugleichen, andererseits eine neue Schmach zu verhindern. Das sind die Fixpunkte, anhand derer sie ihr Urteil ausrichten, welches sie mit messianischem Eifer als sauberes Gewissen verkaufen.

Denn da man hierzulande besonders viel aus der Geschichte gelernt hat, verbietet es sich natürlich, in alte Muster zu verfallen. Statt mit Waffengewalt wird das Bewusstsein, auf der richtigen Seite zu stehen, mit Moral erkämpft und verteidigt. Der innere Kompass oszilliert dabei zuverlässig zwischen den Polen: Distanzierung von der Geschichte einerseits, deren Legitimation andererseits.

Wenn etwa die Amerikaner ein Terrorregime stürzen, reagiert man in Deutschland ähnlich gekränkt wie eine Ehefrau, deren Mann sich eine jüngere Geliebte hält. Man empfindet es als persönliche Beleidigung, dass der Amerikaner die deutsche Pazifismuslehre nicht nur missachtet, sondern mit dieser Vorgehensweise auch noch Erfolg hat. Im Gegensatz zu Oma und Opa, die von genau den gleichen Amerikanern gestört wurden, als es am Schönsten war.

Kaum verwunderlich, dass dieser Minderwertigkeitskomplex kompensiert werden muss. Die deutsche Therapie besteht vornehmlich darin, sich selbst moralisch auf-, den anderen dagegen abzuwerten.

Die Amerikaner bekämpfen Taliban mit Drohnen? Entsetzlich. Wir als Deutsche würden Margot Käßmann entsenden. Die Navy Seals eliminieren einen unbewaffneten Familienvater, der im Nebenjob als Topterrorist tätig war? Ein Unding. Wir hätten erst bei bin Ladens geklingelt, ihn dann über sein Zeugnisverweigerungsrecht informiert und damit auch auf vorbildliche Weise die pakistanische Souveränität gewahrt, die Teil der deutschen Staatsräson ist, seit die Amerikaner sie verletzt haben.

Die israelische Armee hat statt einem Hamas-Führer dessen als Schutzschild fungierende Ehefrau getroffen? Perfekt. Die Zionisten sind zweifellos die neuen Nazis. Wir als Deutsche hätten natürlich gar nicht erst zurückgeschossen. Darum fordern Leitjournalisten und Außenpolitiker eine Waffenruhe, während dem deutschen Vertreter bei den Vereinten Nationen keine guten Gründe gegen die Idee des UN-Menschenrechtsrats, Israels Vorgehen auf Kriegsverbrechen zu überprüfen, einfallen – weshalb er sich elegant enthält.

Somit steht es fast schon 1:1. Aber eben nur fast. Das Problem mit den Juden in Israel besteht weiterhin darin, dass sie eine Armee haben, fleißig Patente anmelden



Jennifer Nathalie Pyka

und sich sonst am Strand von Tel Aviv vergnügen, anstatt wie gewohnt die Rolle des wehrlosen Opfers zu übernehmen. Denn unabhängige und lebensfrohe Juden sind per se verdächtig. Kein Wunder also, dass gut gemeinte Ratschläge bevorzugt dorthin zielen, wo die Verteidigungsfähigkeit Israels pulsiert.

Deutsche verhelfen Iran zum Atomeinstieg

Wenn beispielsweise Günter Grass den Judenstaat zum »Verzicht auf Gewalt« rät, fordert er das Land en passant und implizit zum Suizid auf. Wenn der Vizevorsitzende der SPD, Ralf Stegner, Rüstungsexporte nach Israel in Frage stellt, wird das, was sein Genosse mit letzter Tinte durchspielt, schon explizit. Sobald aber das Land der Atomausstieger dem Iran auf dem Handelsweg zum Atomeinstieg verhilft, zeigt sich, dass Tipps und Taten mit Exodus-Wirkung keineswegs eine Domäne der Sozialdemokraten sind.

An die Stelle des Weltjudentums ist ein jüdischer Staat getreten, dessen Vitalität zur Übermacht halluziniert wird. Ressentiments gehen mit der Zeit. Wo einst die Devise galt, sich gegen das Judentum zu wehren, denkt man heute kritisch über die »Militärmacht Israel« nach. 65% der Deutschen gaben 2003 zu Protokoll, sich von Israel bedroht zu fühlen. Eine Auszeichnung, die die USA in derlei Umfragen nicht erst seit NSA und TTIP regelmäßig erfahren. Während IS-Kämpfer munter weiter köpfen, fürchtet sich der Deutsche mehr davor, eine Chlorhühnchen-Vergiftung zu erleiden. Und dass der D-Day des 21. Jahrhunderts nicht mehr in der Normandie, sondern im eigenen Email-Postfach stattfindet, ist ohnehin unstrittig.

»Wir sind wieder Opfer« ist nicht nur ein im Feuilleton anerkannter Lebensstil, sondern auch die perfekte Camouflage für das dringende Bedürfnis, sich wieder wehren zu müssen. Sei es gegen Siedlungen, freien Handel oder Jaffa-Orangen. Gegen dazugehörige Risiken oder gar Nebenwirkungen gibt es schließlich Sonntagsreden.

Die Autorin (24) hat an der LMU München Politik- und Kommunikationswissenschaften studiert. Sie lebt und arbeitet in München sowie in San Francisco und schreibt daneben u.a. für die »Jüdische Allgemeine« und die »Achse des Guten«.



»Keine Chlor-Hühner für Europa«, Protest am 19. Mai 2014

Es geht um Israel

Die Bundesregierung tut zu wenig gegen Antisemitismus

Von Jörg Rensmann

Für den 14. September 2014 hatte der Zentralrat der Juden zur bundesweiten Kundgebung aufgerufen. Die Teilnehmeranzahl blieb mit ungefähr 5.000 äußerst bescheiden, und gekommen waren oft unter großem zeitlichem Aufwand hauptsächlich Menschen aus den jüdischen Gemeinden. Solidarität aus der Zivilgesellschaft, Solidarität mit auch in Deutschland bedrohten Juden blieb also weitgehend aus, anders als noch vor 14 Jahren, als nach dem Anschlag auf die Düsseldorfer Synagoge noch 200.000 Menschen nach Berlin kamen.

Man gewinnt den Eindruck, dass nahezu ausschließlich Juden selbst für die Bekämpfung des Antisemitismus zuständig sind; die Kundgebung kam schließlich auf Betreiben des Zentralrates zustande. Wünschenswert wäre, dass etwa die großen Parteistiftungen die Bekämpfung des Antisemitismus in jeder Ausformung zu ihrer Sache machen, und zwar nicht nur dem Namen nach und nicht nur in Deutschland. Doch die haben bekanntlich Wichtigeres zu tun, arbeiten sie in Israel und den palästinensischen Gebieten doch häufig mit antizionistischen, Israel delegitimierenden Organisationen und Personen zusammen, wie sich dem diesbezüglichen Bericht von NGO Monitor leicht entnehmen lässt. Hier geht es um die Verwendung von Steuergeldern.

Auf der Kundgebung legte die Kanzle-



Palästinensische Kinder werden zum Israelhass erzogen

rin ein Bekenntnis zu jüdischem Leben in Deutschland ab. Es gehöre zu uns. Dass es jüdisches Leben nach der Shoah ausgerechnet in Deutschland wieder gibt, ist nicht selbstverständlich. Ob die Worte der Kanzlerin hierzulande allerdings weithin geteilt werden, darf man bezweifeln. Vielleicht müssten jüdische Organisationen sich zunächst von Israel distanzieren und dem Antizionismus huldigen, um bei der Mehrheitsgesellschaft akzeptiert zu werden, eine Art Entreebillet für gesellschaftliche Höhen und Niederungen.

Den Gefallen hat Dieter Graumann natürlich niemandem getan. Er hat keinen Zweifel daran gelassen, dass Juden in Deutschland ganz überwiegend mehrheitlich an der Seite Israels stehen.

Israel keine deutsche Staatsräson mehr?

Die Kanzlerin ihrerseits verurteilte die Anfeindungen, denen sich für Israel Eintretende Menschen ausgesetzt sehen. Doch wiederholte sie nicht die Solidaritätsbekundungen vor der Knesset von 2008, als sie das Eintreten für Israels Si-

cherheit als deutsche Staatsräson bezeichnet hatte.

Der französische Premier Manuel Valls dagegen hat als Reaktion auf den antisemitischen Mordanschlag von Brüssel den Antizionismus und die Feindseligkeit gegen Israels Existenz als den Antisemitismus von heute bezeichnet. Diese klare Analyse hat man so deutlich noch von keinem deutschen Politiker gehört. Zufall?

Dabei war der militante antisemitische Antizionismus des Sommers 2014, der sich häufig auch bei von Linken angemeldeten Demos entlud, ein gegen das Dasein des jüdischen Staates gerichteter. Angegriffene Juden und Synagogen dienen in der Phantasie des Verfolgers als »Platzhalter«, als Imagination Israels. Diese aktuelle Ausformung des Antisemitismus muss man endlich zur Kenntnis nehmen, so wie auch deren »Träger«. Und das sind, wie etwa auf der hasserfüllten Demonstration am 17. Juli in Berlin, auffallend viele junge muslimische Männer.

Wie wird man zum Antisemiten?

Laurence Kirmer und Kirsten Tenhafen analysieren dieses tief liegende Problem der antisemitischen Slogans und ihrer Rufer in ihrem sehr lesenswerten Text »Erziehung zum Hass« für das Jüdische Forum für Demokratie und gegen Antisemitismus. Besonders fiel ihnen die »Instrumentalisierung und die antisemitische Indoktrination von Kindern, die auch bei anderen »Gaza-Demonstrationen« zu beobachten waren« auf. Wer auf Demonstrationen »Palestine will be free – from the River to the Sea« ruft, spricht Israel das Existenzrecht ab und macht jede Lösung des Nahostkonfliktes unmöglich. Judenfeindliche Ressentiments unter palästinensischen- und arabisch-deutschen Jugendlichen in Berlin sind signifikant: An einer Kreuzberger Grundschule(!) verbreiten

Kinder die Behauptung, an Kriegen in Gaza seien »die Juden aus der Fraenkel-Synagoge« in Kreuzberg schuld. Auf die Frage an muslimische Jugendliche einer Berliner Oberschule, ob sie wüssten, was am 11. September 2001 geschehen sei, kam die Antwort: »Da haben wir es den Juden gezeigt.«

Antisemitisch-antizionistisch agiert auch, wer sich das Verschwinden der politischen jüdischen Souveränität im Nahen Osten wünscht, auch ohne dass er in gleichsam »klassischer« Manier Juden falsch projektiv mit Geld, Allmacht, Rache, Sexualität, Egoismus und Kindermord in Verbindung bringt

Kürzlich hat Ayca Demirel von der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus auf einer Veranstaltung zum Antisemitismus mit Deidre Berger vom American Jewish Committee und dem SPD-Fraktionschef Raed Saleh in Berlin-Neukölln ehrlicher Weise angemerkt, man sei in den entsprechenden Communities bereits seit zehn Jahren aktiv. Als Erfolg verbuchte in diesem Zusammenhang der Sozialdemokrat Saleh, wenn sich



Angereiste Teilnehmer schwenken israelische Flaggen bei der Kundgebung »Steh auf! Nie wieder Juden Hass« am 14. September 2014 in Berlin

arabisch-stämmige Jugendliche bei einer Fahrt nach Auschwitz mit den damaligen Opfern identifizieren – von der Kollaboration des Mufti von Jerusalem mit den Nazis erfahren sie offenbar nichts. Die bisher aufgelegten Programme gegen Antisemitismus sind, wie man nicht zuletzt daran sieht, ähnlich erfolglos wie die akzeptierende Jugendarbeit mit Neonazis (»unsere Jungs«) in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Sie gehören daher dringend auf ihre Wirksamkeit hin überprüft.

Die aktuelle Bildungsarbeit, die über Antisemitismus aufklären soll, ist nicht nur deshalb nicht erfolgreich, weil auch deutsche Eliten von Israel als einem »Apartheidstaat« reden, sondern auch, weil Begriff und Auswirkung des Antisemitismus mehr oder weniger bewusst unterschlagen werden: Antisemitismus und rassistisch geprägte Ressentiments gegen Muslime sind nicht das Gleiche!

Nicht notwendig zu betonen: Niemand wird als Antisemit geboren, er oder sie wird dazu gemacht – unmittelbar familiär, auch medial, generell gesellschaftlich vermittelt. Antijüdische Verschwörungstheorien ersetzen im Individuum ein waches Bewusstsein, eine Analyse der Wechselwirkung von Selbst und Gesellschaft, die Fähigkeit zur Selbstreflexion. Das Ergebnis ist ein ich-schwacher, autoritärer Charakter, der eine Gefahr für die Demokratie ist, weil Hass und Wahnbilder keine auf Ratio beruhende Urteilsfähigkeit zulassen. Jemand, der annimmt, dass Juden und/oder Israelis die Welt am Gängelband herumführen, hat ein statisches Geschichts- und Gesellschaftsbild, das die Möglichkeit demokratischer Partizipation und damit die prinzipielle Veränderbarkeit von Gesellschaft negiert.

Gleichzeitig wäre es ein Trugschluss, der nicht fraglos oder gar als Entschuldigung hingenommen werden sollte, dass eine unzweifelhaft vorhandene rassistisch motivierte Ausgrenzung seitens der Mehrheitsgesellschaft zwangsläufig zum Antisemitismus führen müsse.

Israel wahrheitsgemäß darstellen

Den Schulen kommt im Themenkontext ebenfalls eine große Verantwortung zu. Nach Analysen der deutschen Sektion der Wissenschaftler für Frieden im Mittleren Osten ist die Darstellung des Nahostkonfliktes in Schulbüchern ganz über-

wiegend verzerrt. Die Beschreibungen des biblischen Israels folgen alten Klischees. Juden werden als Eindringlinge und unrechtmäßige Okkupanten dargestellt. Selten wird auf die jüdische Geschichte Israels Bezug genommen. Schulbuchautoren und Lehrer, Verlage, Gutachter, Ministerien und andere politische Entscheidungsträger müssen für eine faire und ausgewogene Darstellung Israels sorgen. Unterschiedliche Geschichtsnarrative dürfen nicht auf Kosten der Darstellung überprüfbarer historischer Fakten gehen: Die breitere Darstellung der Rolle des Mufti bei der Verbreitung des von den Nationalsozialisten »inspirierten« Vernichtungsantisemitismus unter Arabern im Mandatsgebiet Palästina gehört dazu.

Und schließlich ist die Wechselwirkung von Außen- und Innenpolitik zu beachten: die Bundesregierung muss klarmachen, dass die Hamas angesichts ihrer Charta, aus der hervorgeht, dass sie Juden nicht nur innerhalb Israels, sondern überall vernichten will, kein Partner für Zusammenarbeit sein kann.

Die Bundesregierung muss sich für eine sofortige Durchsetzung einer vollständigen und dauerhaften Demilitarisierung des Gazastreifens einsetzen. Sie muss Druck auf den Iran, Katar und die Türkei ausüben, die wesentlichen internationalen Förderer der Hamas, um deren Unterstützung dieser Terrororganisation zu verhindern. Sie darf nur nichtmilitante, demokratisch orientierte Regierungskräfte auf Seiten der Palästinenser unterstützen, die das Wohl ihrer eigenen Bevölkerung zum Ziel haben mit zivilisatorischen Standards im Miteinander, demokratischer Gewaltenteilung, Gleichberechtigung von Mann und Frau, das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen und den Schutz von Minderheiten und Andersdenkenden sowie eine friedliche Koexistenz mit Israel befürworten.

Sie muss, um im Kleinen anzufangen, endlich den alljährlichen antisemitischen Aufmarsch des iranischen Regimes auf Berlins Straßen, den sogenannten Al-Quds-Tag zur »Befreiung« Jerusalems und zur Vernichtung Israels, verbieten.

Jörg Rensmann ist Gründungs- und Vorstandsmitglied des Mideast Freedom Forum und der deutschen Sektion der Scholars for Peace in the Middle East.

Muslime für Israel (Teil 1)

Über wenig bekannte Unterstützer des jüdischen Staates

Von Thomas Weidauer

Einmal im Jahr gibt die BBC bei den Meinungsforschern von GlobeScan eine internationale Umfrage in Auftrag, deren Teilnehmern Fragen danach gestellt werden, ob sie den Einfluss bestimmter Länder positiv oder negativ sehen. Sind die Beliebtheitswerte Deutschlands in diesen Umfragen regelmäßig nicht zu schlagen, landet Israel nicht weniger regelmäßig weit hinter dem Mittelfeld irgendwo zwischen oder nur knapp vor Staaten wie Nord-Korea oder Iran am Ende der Beliebtheits-liste.

Während us-amerikanische Teilnehmer an den Befragungen Israel zumeist positiv beurteilen, 2014 waren es 52 Prozent der Befragten, im Jahr zuvor 51, erhält der jüdische Staat, wie die Meinungsforscher hervorheben, vor allem aus den teilnehmenden europäischen Staaten negative Bewertungen: »Die Beurteilungen [Israels] haben sich mit 72, 67 bzw. 64 Prozent Ablehnung seit 2013 in Großbritannien, Deutschland und Frankreich kaum geändert.«

In der Türkei dagegen seien zwar wei-

famation League (ADL) die Ergebnisse ihrer weltweiten Studie über Antisemitismus vor. Nach ihr hegt weltweit beinahe jeder zweite Anhänger des Islam antisemitische Vorurteile. Im Nahen Osten haben dabei drei von vier Muslimen ein von antisemitischen Stereotypen geprägtes Weltbild, wobei die Islamische Republik Iran mit einem Index-Wert von 56 in der Region »positiv«, die Palästinenser mit einem Score von 93 besonders negativ auffallen.

Außerhalb der Nahost-Region gibt es unter Muslimen weitaus weniger Antisemitismus. In Westeuropa haben 29 Prozent der befragten Muslime mindestens als sechs von elf vorgelegten antisemitischen Thesen zugestimmt, im Osten Europas waren es 20 Prozent der Muslime und in den afrikanischen Staaten südlich der Sahara nur noch ganze 18 Prozent.

Negativbeispiel Südafrika

In Südafrika glauben gleichwohl auch muslimische Parteien, mit antisemitischen Vorurteilen Wählerstimmen gewinnen zu können. So schickte beispielsweise vor den National- und Regi-

vereinigten Staaten von Amerika, fällt es leichter, Muslime zu finden, deren Gedanken sich nicht ständig um angebliche Verbrechen Israels oder die Enttarnung vermeintliche Handlanger des Zionismus drehen. »Ich glaube nicht, dass Israel für Muslime ein Problem von religiöser Bedeutung darstellt«, erklärte beispielsweise Dr. Zuhdi Jasser, Gründer des American Islamic Forum for Democracy (AIFD), Ende Juli gegenüber der Website jns.org.

Gehört die ausdrückliche Anerkennung Israels zu den Aufnahmebedingungen für das AIFD, ist denn auch Zuhdi Jassers Ablehnung islamistischen Terrors eindeutig: »Hamas und andere radikale islamische Gruppierungen betreiben seit Jahrzehnten Propaganda, ständige Kriegshetze. Der letzte Krieg beweist das. Die Hamas bereitet Kriege vor, beginnt sie, begeht Akte des Terrors und nutzt diese Kriege dann, um Israel für alle Missstände verantwortlich zu machen.«

Der als Arzt im texanischen Phoenix tätige Vater dreier Kinder ist gläubiger Muslim und achtet darauf, seinen Kindern seinen Glauben zu vermitteln. »Die Vereinigten Staaten«, ist er überzeugt, »bieten das beste Klima für Muslime, ihren Glauben zu praktizieren.« In zahlreichen Artikeln und Auftritten in verschiedenen Medien beschäftigt Zuhdi Jasser sich mit politischem Islamismus und kämpft gegen Antisemitismus.

Er gilt als Experte, geht es um Radikalisierungstendenzen unter amerikanischen Muslimen, und beklagt eine Wagenburgmentalität muslimischer Verbände. Statt sich Problemen zu stellen und die Kooperation mit Behörden zu suchen, verweigerten sie oft die Zusammenarbeit. Organisationen wie CAIR wirft er vor, sich darauf spezialisiert zu haben, Muslime als Opfer darzustellen. Die revanchierten sich prompt mit dem Vorwurf, Zuhdi Jasser sei eine »Sockenpuppe von Islamhassern«.

Hoffte Zuhdi Jasser darauf, dass die israelische Armee der Hamas schweren Schaden zufügen würde, warnte er dennoch davor, die Wirkung des Schadens überzubewerten. »Die Hamas und ihre korrupte Ideologie ist noch da (...) Man kann das mit der Sucht nach einer Droge vergleichen, die zu Gewalt führt. Erklärt man die Gewalt zum Problem und beendet die Gewalt, kann das nicht funktionieren. Es ist die Sehnsucht nach dem Rausch, die die Gewalt hervorruft. Wir sind überzeugt, der politische Islam stellt eine Einstiegsdroge dar.«

Tawfik Hamid

Als ein früheres Mitglied der in Ägypten aktiven Al-Gama'a al-Islamiyya versucht Tawfik Hamid dreißig Jahre nach dem Bruch mit dem Terror andere Anhänger des Islam davon abzuhalten, in das islamistische Milieu abzugleiten. Von den USA aus, wo er heute lebt, versucht er für einen Islam zu werben, der Gewalt und Unterdrückung ablehnt. Tawfik Hamid betreibt die Website IslamforPeace.org und gründete kürzlich das International Center for Countering Radicalism. Terroristische Organisationen, erläutert



Dr. Zuhdi Jasser spricht vor dem Komitee für »Homeland Security« der USA über die Radikalisierung innerhalb der amerikanisch-muslimischen Gemeinschaft im Kapitol, Washington, 10. März 2014

Tawfik Hamid in einem Gespräch mit JNS.org, beraubten ihre Mitglieder der Fähigkeit, Schönheit wahrzunehmen, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. »Viele Menschen«, kommentiert er den Kampf Israels gegen die Hamas, »sehen Israel als Aggressor. Doch sieht man genauer hin, muss das Urteil anders aussehen: Ägypten hat schnell eine Waffenruhe vorgeschlagen, die Israel akzeptierte. Sie sollte am 5. Juli um 9 Uhr beginnen.«

Doch die Hamas habe sich diesem Vorschlag verweigert. »Die volle Verantwortung für jeden Toten nach diesem Zeitpunkt trägt allein die Hamas.« Die islamistischen Terroristen, so Tawfik Hamid weiter, beschuldigen Israel »ethnischer Säuberungen« gegen Muslime zu betreiben und beschwerten sich, die Vereinigten Staaten seien »antiislamisch«. »Wäre das der Fall, warum lassen sie dann den Bau von Moscheen und religiösen Schulen zu?« fragt Tawfik Hamid.

Wer könnte diese Einschätzung treffender bestätigen als – auf jeweils eigene Weise – verschiedene Mitglieder der in Israel lebenden Familie Zoabi. Haneen Zoabi vertritt seit 2009 die Balad-Partei in der Knesset, dem israelischen Parlament. 2010 beteiligte sie sich an der von türkischen Jihadisten organisierten »Free Gaza«-Flotte, die im Mittelmeer einen Zwischenfall provozierte, den mehrere Menschen nicht überlebten. Die »Hilfsgüter« der Flottisten wollte selbst die Hamas nicht haben.

Ihr Einsatz für die Hamas brachten der Parlamentarierin zahlreiche Vor-



Dr. Tawfik Hamid Foto: privat

würfe ein, manche Politiker wollten sie aus der Knesset ausschließen – vergeblich. Die israelische Demokratie ist stark genug, sogar Gegner zu ertragen, die aus ihren Sympathien für erklärte Erzfeinde des jüdischen Staates kein Geheimnis machen. Haneen Zoabi erklärte: → Fortsetzung auf Seite 12



Mohammad Zoabi, Nazareth, Israel: »Als ein israelischer Araber bin ich stolz, Israel meine Heimat zu nennen.« Screenshot von www.tel-avivve.com

terhin überwiegend negative Ansichten über Israel verbreitet, gleichwohl ist der Rückgang der ablehnenden Bewertungen von 81 Prozent 2013 auf 44 Prozent 2014 bemerkenswert. Ausdrücklich positive Gedanken mit Israel verbanden 2013 acht Prozent der türkischen Befragten, zwölf Monate später waren es 17 Prozent. Natürlich bleibt abzuwarten, ob sich diese Trends verstetigen, zumal die Befragungen vor der Operation Protective Edge stattfanden.

Türkei weniger antisemitisch als Deutschland?

Wenn in einem mehrheitlich muslimisch bewohnten Land wie der Türkei Israel weniger unbeliebt ist als in einem mitteleuropäischen Staat wie Deutschland und zugleich auf mehr ausdrückliche Zustimmung stößt – in Deutschland elf, in der Türkei 17 Prozent –, dann scheint es lohnend, der Frage nachzugehen, ob sich diese Zahlen auch in Aussagen und im Handeln von Muslimen spiegeln: Gibt es tatsächlich proisraelische Muslime?

Vor einigen Wochen stellte die Anti De-

onalwahlen in Südafrika im Mai 2014 Imraahn Ismail-Mukaddam von der Al Jama-Community Party (Al Jamaah), der größten muslimischen Partei Südafrikas, die für die Einführung der Sharia in Südafrika streitet, einen Brief an seinen politischen Konkurrenten James Selfe von der Democratic Alliance (DA), in dem er unter anderem fragte, ob die DA den Davidstern ins Wappen von Kapstadt aufnehmen wolle.

Daneben wollte Imraahn Ismail-Mukaddam wissen, ob die DA die israelische »Apartheid-Mauer« als ein Verbrechen verurteile, ob die DA unterstützt werde von Spendern, die »Israels andauernde Besetzung Palästinas« begrüßten. Dabei hatten DA-Abgeordnete mit ihrem Abstimmungsverhalten zuvor durchaus bewiesen, keine Zionisten oder deren Marionetten zu sein: Im Februar stimmten sie für die Einrichtung eines Tribunals, das angebliche israelische Kriegsverbrechen untersuchen soll.

Dr. Zuhdi Jasser

An einem anderen Ende der Welt, in den

Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Schleswig-Holstein

Von Wolfgang Seibert

Nach der Shoah gab es in Schleswig-Holstein nur noch sehr wenige Juden und nur noch zwei Gemeinden, in Kiel und Lübeck. Die Interessen dieser wenigen Juden wurden von der Jüdischen Gemeinde in Hamburg vertreten, die dafür auch regelmäßig öffentliche Gelder von der Landesregierung in Kiel bekam.

Nach 1990 begann die starke Zuwanderung von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion und überall im Land lebten plötzlich wieder Juden. In einigen Städten bildeten sich Gruppen, die sich regelmäßig trafen und versuchten jüdisches Leben für sich zu verwirklichen. Die wenigen deutschen Juden die noch im Lande lebten, schlossen sich oft diesen Gruppen an. Als Zentrum dieser Bewegung entwickelte sich eine Gruppe in Bad Segeberg, die Anfang 2001 die erste neue Jüdische Gemeinde in Schleswig-Holstein gründete, gegen den heftigen Widerstand der Jüdischen Gemeinde in Hamburg, zumal sich diese neue Gemeinde als Teil der liberalen Richtung des Judentums verstand.



Jüdisches Gemeindezentrum Bad Segeberg

Der Zulauf zu der Gemeinde in Bad Segeberg, vor allem von russischsprachigen Juden, war sehr groß. Durch die Berichterstattung in der Presse kam auch in anderen Städten Schleswig-Holsteins die Idee auf, neue Jüdische Gemeinden zu gründen. Der Anspruch war einfach der, dass man dort, wo man lebt, auch eine Gemeinde haben möchte.

Im Dezember 2002 wurde in Pinneberg die nächste Gemeinde gegründet, die sich am nicht-orthodoxen Judentum orientiert. Die Gründungsmitglieder waren fast nur Juden aus der ehemaligen Sowjetunion, die sich in der orthodoxen Gemeinde in Hamburg nicht wohl fühlten. Sehr bald folgte die Gründung wei-

terer Gemeinden. Dem Landesverband gehören heute fünf Gemeinden, in Bad Segeberg, Pinneberg, Elmshorn, Kiel und Ahrensburg an. In Bad Segeberg und Pinneberg entstanden Gemeindezentren und auch die übrigen drei Gemeinden haben kleine, aber feine Gemeinderäume. Die Synagoge in Bad Segeberg verfügt auch über eine Mikwe, das rituelle Tauchbad. Übrigens die einzige Mikwe in Schleswig-Holstein, die auch von vielen Juden aus anderen Gemeinden besucht wird. Jede Gemeinde verfügt über einen eigenen Friedhof. Die religiöse Ausrichtung aller fünf Gemeinden ist nicht-orthodox und deckt die Richtungen von konservativ bis liberal/progressiv ab.

Die beiden existierenden Verbände erreichten in Verhandlungen mit der Landesregierung den Abschluss eines Staatsvertrages, der zwar nur niedrig dotiert ist, es aber trotzdem ermöglichte, jüdisches Leben in Schleswig-Holstein zu etablieren.

In der ersten Zeit nach der Gründung der Gemeinden wurden die regelmäßig stattfindenden Gottesdienste von Ge-

meindemitgliedern geleitet, die oft absolute Laien waren. Trotzdem waren die Gottesdienste immer sehr gut besucht, oft sogar überfüllt. Nach vielen Gesprächen entschied man sich dafür den Rabbiner Dr. Walter Rothschild aus Berlin als Landesrabbiner von Schleswig-Holstein auf eine Teilzeitstelle einzustellen. Ein absoluter Glücksgriff, wie sich bald zeigte.

Dr. Walter Rothschild ist Rabbiner seit 1984. Er amtierte in Leeds/Großbritannien, in Wien, Aruba auf den Niederländisch Antillen, in Berlin und München. Ein Mensch also, der sich in seinen Jahren als Rabbiner auf verschiedenste Gemeinden, auf verschiedenste Menschen einstellen und mit ihnen arbeiten musste.



Jüdisches Gemeindezentrum Bad Segeberg

Dabei hat ihm sein britischer Humor sicherlich geholfen – und den Gemeinden in Schleswig-Holstein gefällt sein Humor. Ein Mensch mit Ecken und Kanten, nicht immer einfach. Aber ein Rabbiner mit dem man gut klarkommen kann. Alle fünf Gemeinden sahen und sehen es als wichtig an, dass sie gut in den Städten verankert sind und als »Normalfall« betrachtet werden. Die Mitarbeit im interreligiösen Gespräch ist ein fester Bestandteil ihrer Arbeit. Sie beteiligen sich an vielen Veranstaltungen in ihrem Umfeld und erreichen so einen hohen Bekanntheitsgrad. Regelmäßige Gottesdienste am Schabbat und den jüdischen Feiertagen sind selbstverständlich und werden auch gut besucht. Der Kiddusch in den Gemeinde, nach den Gottesdiensten, ist »berühmt« und dauert oft noch mehrere Stunden, mit essen, trinken, gemeinsamen Liedern und guten Gesprächen. Eben eine große Familie.

Jede der fünf Gemeinden hat ein Eigenleben entwickelt, dass man am Anfang nicht als selbstverständlich erwarten konnte. Es gibt in jeder Gemeinde Religionsunterricht, Deutschkurse für russischsprachige Menschen, Computerkurse, Seniorencafés und noch vieles andere. Zwei der Gemeinden, Kiel und Pinneberg, haben sogar ambulante Pflegedienste, die eng mit den Gemeinden verbunden sind. In Bad Segeberg gibt es noch den Sportclub Makkabi mit einem regen Vereinsleben.

Trotz der vielen Gemeinsamkeiten hat jede Gemeinde ihr eigenes Gesicht, ihr eigenes Profil. Die Gemeinde in Kiel z.B. hat sich zu einem Zentrum für jüdische Liturgie entwickelt. Hier werden z.B. neue Siddurim (Gebetbücher) für die fünf Gemeinden des Landesverbandes konzipiert. Mit ihrem Vorsitzenden Joschi Pannbacker ist sie mehr als engagiert im interreligiösen Dialog. Bad Segeberg hat aus einer alten Lohmühle eine wun-

derschöne Synagoge gemacht und war immer federführend in Gesprächen mit der Landesregierung. Vor einigen Jahren erhielt der Vorsitzende, Walter Blender, das Bundesverdienstkreuz für seine Verdienste um den Aufbau jüdischen Lebens in Schleswig-Holstein. Pinneberg engagiert sich sehr stark sozial und politisch. Der Vorsitzende, Wolfgang Seibert, ist ein gefragter Referent bei vielen Organisationen. Nebenbei ist Pinneberg Weltmeister im Umziehen; seit der Gründung 2002 hatte die Gemeinde schon vier verschiedene Räume für ihr Gemeindeleben. Elmshorn und seine Vorsitzende Alisa Fuhlbrügge haben, neben dem religiösen Leben, einen sehr guten Ruf als eine Gemeinde, die sich stark um Kunst und Literatur kümmert. In Ahrensburg hat die langjährige Vorsitzende, Antje Rudolph, gerade den Vorsitz an Natalia Reschetnikov abgegeben. Auch diese Gemeinde ist sehr aktiv im interreligiösen Dialog.

Alle fünf Gemeinden sind aktiv in der »Union progressiver Juden in Deutschland«, Verena Menn aus Bad Segeberg und der Landesrabbiner Dr. Walter Rothschild sind sogar im Vorstand der Union.

Es deutet sich an, dass in naher Zukunft weitere neue Gemeinden in Schleswig-Holstein entstehen und den Landesverband stärken werden. Natürlich gibt es auch noch viele offene Wünsche, darunter z.B. eine volle Stelle für den Rabbiner, bessere Räume für Kiel und soviel Geld, dass die Menschen, die bis jetzt alle Arbeit ehrenamtlich machen, wenigstens eine kleine finanzielle Anerkennung ihrer schweren Arbeit bekommen.

Wolfgang Seibert ist Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Pinneberg

← Fortsetzung von Seite 11 »Ich begrüße die Entführung [der drei israelischen Jugendlichen am 13. Juni] nicht. Ich kann darin aber keinen Terrorismus erkennen«. Bald darauf fand man die von Hamas-Anhängern ermordeten Jugendlichen.

Der Teenager Mohammad Zoabi

Seinen Respekt für Israel und dessen Sicherheitskräfte zeigte dagegen der 17

Jahre alte Mohammad Zoabi, ein Verwandter der Knesset-Abgeordneten, mit einem viel beachteten Video, in dem er sich zum »arabischen Zionisten« erklärte und das nach einer Forderung an die Entführer, ihre Opfer freizulassen, mit den Worten »Lang lebe Israel!« endet. Die darauf gegen ihn ausgestoßenen Verwünschungen, die bis hin zu Morddrohungen aus Familienkreisen reichten, belegen den Mut dieses Jugendlichen.

Antisemitismus und Feindschaft gegenüber Israel sind unter Muslimen verbreitet, offene Zustimmung zu Israel selten. Doch es gibt sie, und es lohnt, auch zukünftig nach ihnen Ausschau zu halten. Es sind wenige Stimmen, ihr Einfluss – noch – viel zu gering. Sie sind dennoch ein Hoffnungsschimmer. Und wird Israel von der mehrheitlich muslimischen Bevölkerung der Türkei positiver bewertet als von der deutschen, so ist auch klar: Muslimi-

scher Antisemitismus darf nicht genutzt werden, vom Antisemitismus der »Bio« Deutschen abzulenken.

Der Autor ist Blogger und Vorsitzender des Vereins für Gesellschaftskritik und Antisemitismusforschung e. V.

Jüdischer Frauenverein in Dresden

Ein Beispiel für die russisch-jüdische Einwanderung in die Bundesrepublik

Mit Tee und Gebäck erwartet der Vorstand des *Jüdischen Frauenvereins Dresden* die Besucherin in seinem Büro in der Dresdner Innenstadt. Wie der Name schon sagt, können nur Frauen potentielle Vereinsmitglieder sein. »Willkommen sind Dresdnerinnen mit jüdischen Wurzeln, aber auch Ehefrauen von jüdischen Männern«, erläutert Vereinsvorsitzende Dr. Elke Preusser-Franke, selbst jüdischer Herkunft. »In Russland und in der Ukraine wurden Ehefrauen jüdischer Männer mehr diskriminiert als gebürtige Jüdinnen. In unserem Verein sollen sie nicht noch einmal zurückstehen müssen.« So ist auch Lydmyla Makhortova Vereinsmitglied geworden. Sie kam vor zehn Jahren mit ihrem Mann Dr. Volodymyr Vaynshteyn aus der Ukraine nach Dresden. Er leitet heute den Freundeskreis des Jüdischen Frauenvereins. Der 66-jährige Mediziner arbeitete in Sachsen nur kurz in seinem Beruf, ebenso seine Frau, auch eine Ärztin. Den Jüdischen Frauenverein lernten sie durch eine der Gedenkstättenfahrten des Vereins 2009 nach Torgau kennen. Seit vier Jahren ist Lydmyla Makhortova nun im Verein aktiv und betont: »Die Arbeit im Verein ist sehr abwechslungsreich. Wir treffen viele interessante Menschen«.

Beratung russisch-jüdischer Migrantinnen

Im Vordergrund der Vereinsarbeit steht die Beratung und Betreuung der russisch-jüdischen Migrantinnen. Seit 1994 kommen durch ein deutsch-russisches Abkommen sehr viele Migrantinnen und Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland »Bei verschiedenen Gelegenheiten, wie Gottesdiensten, haben sich immer wieder ein paar Frauen getroffen und sich über unterschiedliche Themen und Probleme ausgetauscht«, erläutert Dr. Elke Preusser-Franke. Im November 1999 gründeten sie mit weiteren elf Frauen, vorwiegend Migrantinnen aus Russland und der Ukraine, den *Jüdischen Frauenverein Dresden*. Dabei sehen sie sich in der Tradition des früheren Dresdner Jüdischen Frauenvereins, der 1791 gegründet und 1942 durch die Nationalsozialisten verboten wurde. »1791 kamen nach Pogromen in Osteuropa viele Juden nach Deutschland. Von Polen aus war Dresden die erste größere

Stadt. Der damalige Verein hat die Menschen aufgefangen und sich um sie gekümmert«, so die Vereinsvorsitzende. Heute geht es vor allem darum, die Menschen zu Arztterminen zu begleiten, als Dolmetscher zu fungieren oder einfach als Zuhörer bei ganz alltäglichen Sorgen und Nöten da zu sein. Jeden Mittwoch bietet der Jüdische Frauenverein seinen inzwischen 150 aktiven Mitgliedern Deutschunterricht an. Dabei geht es darum die Menschen sprachlich für den Alltag fit zu machen.



Mitglieder des Jüdischen Frauenvereins (rechts) mit Schülern einer 10. Klasse des Dresdner Hans-Erlwein-Gymnasiums vor der Gedenktafel für die rund 500 polnischen jugendlichen Juden, die 1944/45 in der Striesener Munitionsfabrik, Schandauer Straße 68, Zwangsarbeit leisten mussten.

Ausstellungen über die NS-Zeit

Neben diesem Betreuungsangebot beschäftigen sich die Vereinsmitglieder aber auch mit der jüngeren Geschichte und gestalten Ausstellungen, die in verschiedenen Dresdner Schulen und in der näheren Umgebung gezeigt werden. Die erste Ausstellung, »Fragt uns, wir sind die Letzten«, entstand aus Anlass des 70. Jahrestages des Überfalls der Deutschen auf die Sowjetunion 1941. Russische Zeitzeugen berichten darin, wie sie den Zweiten Weltkrieg erlebt und durchlitten haben. Präsentiert wird das Thema mittels 1,20m hoher Leuchtsäulen. Auf dem darauf befindlichen Leuchtwürfel wird die Geschichte eines Zeitzeugen in Text und Bildmaterial dargestellt. Zum 50. Jahrestag der erstmaligen Ehrung als »Gerechte unter den Völkern« durch die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem Jerusalem 1963, entstand die Ausstellung »Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt«. Darin werden zehn Personen vorgestellt, die während der Nazi-Herrschaft Juden halfen und unter Gefahr des eigenen Lebens deren

Leben retteten. Unter ihnen ist auch die 2003 verstorbene Dresdnerin Hertha Fuchs, die 1996 diese Auszeichnung erhielt. Sie und ihr Mann Kurt Fuchs hatten drei jüdische Zwangsarbeiter aus Polen aufgenommen, die in einem der Dresdner Rüstungsbetriebe Zwangsarbeit leisteten, aber beim Bombenangriff am 13. Februar 1945 fliehen konnten. Sie wurden verraten und Kurt Fuchs sowie einer der drei Polen erschossen. Entworfen und inhaltlich gestaltet wurden beide Ausstellungen durch die stellvertretende Vorsitzende

Ianina Loxina, die hier ihr Fachwissen als Redakteurin aus Petersburg nunmehr als Kuratorin einbringen konnte.

Ausstellung über die russische Zuwanderung

Aktuell wird eine dritte Ausstellung zum 20. Jahrestag der ersten Zuwanderung nach Deutschland 1994 vorbereitet, die noch in diesem Jahr eröffnet wird. Unter dem Titel »Warum wir nach Deutschland gekommen sind« berichten elf jüdische Migranten und drei Deutsche russischer Herkunft über antisemitische Schikanen in ihrer Heimat, über die Verfolgung in stalinistischer und poststalinistischer Zeit sowie über Zwangsdeportationen nach Sibirien und Kasachstan. Zwei der Zeitzeugen werden die Ausstellungseröffnung nicht mehr miterleben können. Sie sind in diesem Jahr im Alter von 75 bzw. 72 Jahren verstorben. Federführend für die aktuelle Ausstellung ist Lydmyla Makhortova. »Mit vier Interviewern haben wir 17 Zeitzeugengespräche zunächst auf Russisch geführt und später ins Deutsche übersetzt. Dabei haben wir schließlich 14 Zeitzeugen für die Ausstellung ausgewählt«, erläutert sie. Von ihren Gesprächspartnern erhielten sie neben alten Familienfotos auch unterschiedliche Dokumente, wie zum Beispiel Briefe, die von der Front geschrieben wurden. Wenn es darum geht, die Ausstellungen in Gymnasien, Vereinen oder auch im Lichthof des Dresdner Rathauses, Stadtmuseum oder Ständehaus aufzubauen, sind die Frauen auf die Hilfe der Männer

des Freundeskreises angewiesen. Daneben ist der Freundeskreis auch für Sponsorsuche und das Dokumentieren der Vereinsarbeit zuständig. Zu Gedenktagen hält Dr. Volodymyr Vaynshteyn vor den Vereinsmitgliedern Vorträge über jüdische Feste und Traditionen sowie zu gesellschaftspolitischen Themen.

»Fragt uns«, Kontakt zu Schulen

In diesem Schuljahr werden die beiden ersten Ausstellungen im Dresdner Hans-Erlwein-Gymnasium zu sehen sein. Wie immer bei einer Ausstellungseröffnung in einer Schule, ging Dr. Elke Preusser-Franke mit den Schülern zunächst zur Gedenktafel für die rund 500 polnischen jugendlichen Juden, die 1944/45 in der Striesener Munitionsfabrik, Schandauer Straße 68, Zwangsarbeit leisten mussten. Nur 50 von ihnen haben den Krieg überlebt. Zur Einweihung der Tafel im Oktober 2002 wurden alle Überlebenden eingeladen. 36 von ihnen, die heute unter anderem in den USA und Israel leben, sind der Einladung gefolgt. In dem Video, das zur Einweihung gedreht wurde, kamen auch die Überlebenden zu Wort. Auch dieses 30minütige Video sehen sich die Schüler an und sprechen danach darüber. »Die Schüler sollen verstehen, was Nationalsozialismus bedeutet und was das menschenverachtende daran ist«, so Dr. Elke Preusser-Franke. Die heute 72-Jährige hat als Dreijährige den Bombenangriff am 13. Februar 1945 in Dresden erlebt. Sie wuchs bei ihren jüdischen Großeltern im Dresdner Stadtteil Blasewitz auf. Ein weiterer Schwerpunkt im Zusammenhang mit der Beschäftigung mit dem Holocaust sind Gedenkstättenfahrten, die die Vereinsmitglieder gemeinsam mit Schülern unternehmen. So führte sie 2012 eine Fahrt zum 50. Jahrestag der Städtepartnerschaft ins tschechische Ostrava und aus Anlass des 67. Jahrestages der Befreiung nach Auschwitz. Im vergangenen Jahr besuchten sie mit Dresdner Gymnasiasten zum 70. Jahrestag des Ghetto-Aufstandes die Gedenkstätte Warschau. Die Arbeit mit den Schülern wird auch künftig dem Jüdischen Frauenverein ein großes Anliegen sein. »Es ist logistisch nicht immer ganz einfach, die neun Acryl-Leuchtsäulen, die zu einer Ausstellung gehören, an den jeweiligen Ausstellungsort zu bringen«, so Dr. Elke Preusser-Franke. »Trotzdem bereichert dieses Projekt seit 2010 den Unterricht in Dresdner Gymnasien. Auch in Freital und Pirna sind wir bereits mit Lehrern und Schülern über die Auswirkungen von rechten und linken Extremismus ins Gespräch gekommen. Gern würden wir unsere Ausstellungen auch in Schulen oder Vereinen außerhalb von Dresden zeigen und mit den jungen Leuten ins Gespräch kommen.«



Blick in die Ausstellung »Wer ein Leben rettet, der rettet die ganze Welt« in einem Dresdner Gymnasium.

Mehr Informationen sind im Internet unter www.juedischer-frauenverein-dresden.de zu finden.

Südafrika und seine Juden

Eine Chronik des Verrats

Von Ron Jontof-Hutter

Im Oktober 1936 lief das Dampfschiff SS Stuttgart in Kapstadt ein. Es war das letzte Flüchtlingsschiff das in Südafrika anlanden durfte und hatte 600 deutsch-jüdische Flüchtlinge an Bord. Das Schiff kam nur ein paar Tage vor der Deadline an. Am Hafen demonstrierten burische Nationalisten lautstark, darunter auch die zukünftigen Präsidenten und Premierminister der südafrikanischen Apartheid wie Dr. Hendrik Frensch Verwoerd und Balthazar Johannes Vorster, vielleicht der bösartigste Anführer des Apartheidregimes überhaupt. Andere wurden später ranghohe Minister wie Dr. Teophilus E. Doenges. Die Afrikaans sprechenden Nationalisten sahen sich als Brüder der deutschen Nazipartei und waren erbitterte Gegner eines möglichen Krieges gegen NS-Deutschland, der 1939 beginnen sollte. Afrikaaner Gruppen wie die *Greyshirts* und die *Ossewabrandwag* betrieben Sabotage-Akte und veranstalteten antijüdische Krawalle. Viele ihrer Führer wie Louis Weichardt und Johannes von Moltke waren vor und während des Zweiten Weltkrieges in gewalttätige faschistische Aktionen verwickelt. Ihre Erben, die burische Widerstandsbewegung (Afrikaaner Weerstandsbeweging, AWB) die 1973 gegründet wurde, distanzierte sich nie von ihrer Bewunderung für Hitler. Ganz im Gegenteil feierte sie die NSDAP-Ideologie mit militaristischem Eifer ab; ihre Flagge ist rot, hat einen weißen Kreis, in dem ein schwarzes Symbol aus drei Siebenern prangt und ist damit unzweifelhaft an die Hakenkreuzflagge angelehnt.

In der Zeit des Apartheidregimes 1948 bis 1990 erließ Südafrika Gesetze, die in vielfacher Hinsicht den Nürnberger Gesetzen von 1935 ähnelten. Die führende antisemitische Zeitschrift SA Observer, herausgegeben von S.E.D. Brown, erinnerte stark an den *Stürmer* aus Deutschland. Fraglos konnte sich das Regime auch auf die Staatskirche »Nederduits Gereformeerde Kerk« (Niederdeutsche Reformierte Kirche) verlassen, die die Apartheidspolitik der Nationalen Partei unterstützte und »Nationale Partei des Gebets« genannt wurde.

Juden engagierten sich gegen das Apartheidsregime

Der Widerstand gegen die Apartheidsgesetze wuchs und die schwarzen Südafrikaner wurden dabei an vorderster Front von südafrikanischen Juden unterstützt – und zwar in einer disproportional höheren Anzahl zu ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung. Als Mandela 1963 vor Gericht gestellt wurde, wurden fünf Weiße mit ihm für die gleichen »Verbrechen« angeklagt und alle waren Juden. Auch sie wanderten als politische Gefangene ins Gefängnis.

Auf parteipolitischer Ebene waren die jüdischen Abgeordneten Helen Suzman und Harry (früher Heinz) Schwarz führend in der parlamentarischen Anti-Apartheids-Politik. Schwarz hatte 1934 mit seiner Mutter die Heimatstadt Köln verlassen und traf seine Großeltern wieder, die mit der SS Stuttgart nach Südafrika

nachgekommen waren.

Andere wie Ronni Kasrils und Joe Slovo – beide sollten später Minister des ANC werden – sowie die Literaturnobelpreisträgerin Nadine Gordimer standen in engem Kontakt mit den außerparlamentarischen Widerstandsaktivitäten.

Als die Apartheid 1990 endlich endete,



South African Jewish Board of Deputies; der Dachverband der jüdischen Gemeinden gründete sich 1910.

schwemmte die größte Widerstandsgruppe, der Afrikanische Nationalkongress (ANC), regelrecht an die Macht und ist dort bis heute geblieben. Für die Juden war es ein bittersüßer Sieg. Süß, weil das rassistische und antisemitische Apartheidsregime endlich besiegt war, aber bitter, weil der ANC ein judenhasserisches System wurde, das seine Würde und den Sinn für seine früheren Ziele verloren hat. Die neue Regierung umarmt Regime wie Iran, Kuba und Venezuela und natürlich die Palästinensische Autonomiebehörde, die sich über die Südafrikanische Unterstützung zufrieden zeigt, seien doch der ANC und die PLO »Befreiungsbewegungen«.

Abgesehen von diesen Ereignissen prosperierte die jüdische Gemeinde in Südafrika, nicht wenige ihrer Mitglieder wurden renommiert und berühmt in vielen Bereichen, vom Theater, Kunst und Klassischer Musik über Medizin und Justiz bis hin zur Wirtschaft. Zum Beispiel hatte der Einzelhandelsgigant Pick'n Pay, den Raymond Ackermann 1967 gründete, den guten Ruf philanthropisch zu sein; er behandelte seine hauptsächlich schwarzen Arbeiter gut, stellte ihnen sogar Kinderbetreuung zur Verfügung und eine Krankenversicherung.

Die jüdische Unterstützung vergaß der ANC nach 1990 schnell

Als Nelson Mandela später Präsident war, pflegte er zwar höfliche und freundliche Beziehungen zu Juden und eine gute Freundschaft zu Oberrabbiner Cyril Harris. Gleichzeitig stand er jedoch mit Yassir Arafat und den Palästinensern, die er als Kameraden im Kampf um die Revolution betrachtete, in engerem Kontakt, genau wie mit Gaddafi und Fidel Castro. Nach Mandelas Rücktritt und Tod 2013 verschlechterten sich die Beziehungen zwischen den südafrikanischen Juden und dem ANC-Regime weiter – schlechter wird es immer, wenn sich die Spannungen im Gaza-Konflikt erhöhen.

Oberrabbiner Warren Goldstein, der auch promovierter Jurist für Menschenrechte und Verfassungsrecht ist, unterhält im Grunde gute Kontakte zur ANC-Regierung – aber die Jüdische Gemeinschaft bekam zunehmend Schwierigkeiten, die

Beziehungen aufrecht zu erhalten, wegen der extremen Anti-Israel-Position des ANC-Regimes. Dieser antizionistische Extremismus wandelte sich mehr und mehr in eine grundsätzlich antijüdische Einstellung. Jesse Duarte, der Generalsekretär des ANC, verglich kürzlich Israel mit Nazideutschland – und veröffentlichte die Äußerung auf der Homepage der Partei.

Anti-Israel Position des ANC

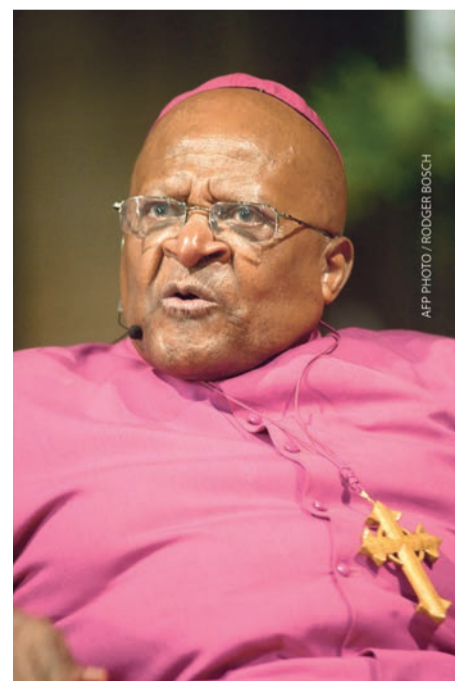
Bereits zuvor hatte die »verdiente« Außenministerin Maite Nkoana-Mashabane den Juden geraten, wenn sie Israel unterstützen möchten, doch bitte das Land zu verlassen.

Kürzlich postete der Medien Manager des ANC von Western Cape, Rene Smit, auf einem Blog ein Bild von Hitler und kommentierte es mit »Ja, Mann, du hast recht!«

Tony Ehrenreich, der Vorsitzende der größten Gewerkschaft Cosatu von Western Cape, meinte, man solle für jeden Toten in Gaza einen Juden umbringen. Solche Drohungen und eine solch brutale Rhetorik von seiner Seite sind bereits notorisch. Ein anderer Cosatu-Offizieller, Bongani Masuku, der aggressive Proteste vor einem Jüdischen Gemeindezentrum und einer Synagoge – und nicht etwa der Israelischen Botschaft – anführte, attackierte auch den Dachverband der Südafrikanischen Jüdischen Gemeinden auf eine Art und Weise, die einer kruden Nazipropaganda ähnelte. Diese Agitation, die Juden als Nazis beschimpft, kommt einer Täter-Opfer-Umkehr gleich, einer sogenannten Holocaust-Inversion.

Desmond Tutu

Einiges von dem kursierenden antisemitischen Hass wurde vom »respektablen« Erzbischof a.D. Desmond Tutu befeuert. Tutu engagiert sich fortwährend in einem antisemitischen Diskurs. Er mutmaßte beispielsweise, dass Juden bei der Durchführung des Holocausts behilflich gewesen seien als Vorwand und als Plan, um den Staat Israel zu bekommen. Außerdem bezeichnete er den »Tötungsvorgang« der Nazis mit Gaskammern, als



Desmond Tutu

einen »saubereren Tod als die Apartheid« ihn gehabt hätte. Auf der Durban Konferenz für Menschenrechte im Jahr 2001 (Durban 1) brandmarkte Tutu Israel als Apartheidstaat und diesen Vorwurf verbreitet er seither rund um die Welt zusammen mit seinem Freund Jimmy Carter und anderen »Weisen«. Seine fanatische Parteinahme für den Boykott von Israel beinhaltet für ihn auch die Kapstadt Oper-Aufführungen in Tel Aviv und alle universitären Forschungsprojekte zwischen Südafrika und Israel wie das auf dem Gebiet der Wasserwissenschaft und der medizinischen Forschung.

Tutus Hass auf Juden basiert teilweise auf einem religiösen Antijudaismus, so setzte er 1988 die antijüdischen Verse in der Karfreitagssliturgie wieder ein, die die katholische Kirche entfernt hatte. Tutu ist sich über den Judenhass, den er schürt, sehr bewusst, betont Alan Dershowitz, ehemaliger Rechtsprofessor in Harvard, voller Abscheu vor den Thesen des Ex-Bischofs. Weder interessiert es Tutu, dass seine schwarzen Landsmänner und -frauen von der Zusammenarbeit mit Israels Wassertechnologie und Landwirtschaft, von seiner Industrie oder seinen Konsumgütern profitieren könnten – oberste Maxime ist, antiisraelisch zu bleiben – auch angesichts von drohenden Dürren in Südafrika. Ebenso wenig kümmert ihn das enorme Problem von HIV in Südafrika, bei dem Israels Know-how helfen könnte. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hat die Beschneidung von Jungen als wirksame Methode gegen die Ausbreitung des HIV-Virus empfohlen. Israel hat eine sehr kostengünstige Klammer (PrePex) entwickelt, die das Blut während der Beschneidung abklemmt, wodurch der Eingriff außerdem schmerzloser wird. Diese Beschneidungstechnik kann die Gefahr einer HIV-Infektion um 60% mindern, wie selbst die WHO feststellte. Unglaublicherweise hat das südafrikanische Gesundheitsamt aber entschieden, dieses Instrument zu boykottieren, weil es israelisch ist. Cosatu hat diese Entscheidung wärmstens begrüßt, ungeachtet dessen, dass auch viele der Arbeiter in der Gewerkschaft HIV-positiv sind. Tutu und Seinesgleichen betreiben den Israelhass obsessiv. Während das ANC-Regime kürzlich erklärt hat, man überlege die diplomatische Beziehungen zu Israel abzubrechen, waren es die Polizisten derselben Regierung, die im August 2012 in Marikana 44 streikende Bergarbeiter erschossen haben – das System ist unfähig diese Scheinheiligkeit auch nur zu erkennen.

Tutus vulgärer Antisemitismus wird von der lauten und einflussreichen muslimischen Gemeinde in Südafrika untermauert. Vor kurzem haben 50.000 Demonstranten ihre Solidarität mit den Palästinensern bekundet und Kapstadt quasi stillgelegt. Während die jüdisch-muslimischen Beziehungen früher herzlich waren, hat sich die Durban 1 Konferenz als Wasserscheide herausgestellt. Danach sind die Beziehungen zwischen Juden und Muslimen nie mehr wieder so geworden wie davor, weil die Muslime



Die »Neue Synagoge« in Kapstadt, gebaut 1905. Die dortige jüdische Gemeinde wurde bereits 1841 gegründet und ist die älteste in Südafrika. Foto: Ron Jontof-Hutter

scheinbar die antijüdischen Positionen des ANC-Regimes übernommen haben.

Während Bischof Tutu zum einen weiterhin Druck auf die Regierungen ausübt, um zu erreichen, dass sie Israel boykottieren, trivialisiert er zum anderen. Denn mit seiner Politik beleidigt er die Erinnerung an die, die in der Shoah ermordet wurden, er beleidigt aber auch diejenigen, die unter der Apartheid gelitten haben und gleichzeitig präsentiert er sich ohne Frage als gigantische Ikone der Anti-Apartheids-Bewegung. Er betreibt eine Verzerrung der Geschichte der Apartheid, indem er mit widerlichem Revisionismus und Verlogenheit versucht, seine politischen Ziele zu erreichen und findet damit auch noch Gehör in Europa. In Deutschland wurde er 2009 mit dem prestigeträchtigen Freiheitspreis der Freien Universität Berlin ausgezeichnet. Tutu wird von etlichen Kirchen unterstützt, unter anderem von der früheren Staatskirche des Apartheidsregimes, der Niederdeutschen Reformierten Kirche (NGK). Als die Apartheid endete, hat sich die NGK selbst wieder eingesetzt und arbeitet nun mit Tutu zusammen, der ein Mitunterzeichner des Kairos-Palästina-Dokumentes ist. Während der Apartheids-Ära hatte die NGK die erste Kairos-Erklärung, die eine Gruppe schwarzer Bischöfe 1985 gegen südafrikanische Rassentrennung initiiert hatten, scharf verurteilt. Dr. Braam Hanekom, ein Vertreter der NGK und seine Verbündeten in der methodistischen und presbyterianischen Kirche denunzieren nun Israel als Apartheitsstaat. Am 8. Dezember 2012 veröffentlichten diese führenden Theologen eine gemeinsame Presseerklärung in der sie die Misere der Christen und der Palästinenser anprangern und den »Widerstand« gegen Israel als einen »Akt der Liebe« bezeichnen. Angesichts dessen, dass Israel das einzige Land im gesamten Nahen Osten ist, in dem Christen sicher und frei leben können, wirken ihre Forderungen absurd



Großes öffentliches Challot backen im Oktober 2013 in Johannesburg

und lächerlich. Sie kritisieren die angebliche »unrechtmäßige Vermischung« des biblischen Israel mit dem israelischen Staat und verleugnen damit die Existenz eines jüdischen Volkes an seinem historischen Ort und sein Recht dort zu leben. Diese Behauptungen beruhen stark auf der antijüdischen christlichen Lehre von Augustinus. Die Unterzeichner appellieren an die Welt, Israel ökonomisch und kulturell vollständig zu boykottieren, um es wie das Apartheidsregime schließlich zu Fall zu bringen.

Die südafrikanischen Juden stehen auf

Die südafrikanischen Juden sehen sich also einer üblen Vermischung aus anti-judaistischem, antisemitischem sowie antiisraelischem Aktivismus ausgesetzt, der von den verschiedensten Ebenen ausgeht: der Kirche, der Regierung, der muslimischen Linken und den Gewerkschaften. Vor diesem Hintergrund rief der israelische Außenminister Lieberman 2013 die Juden Südafrikas auf, das Land zu verlassen, was von der dortigen Gemeinde aber dennoch selbstverständlich umgehend zurückgewiesen wurde.

Abgesehen von den wachsenden Sorgen, die die Juden umtreiben, ist die Gemeinde stark und hält überwiegend zusammen. Dennoch hat sich die Gemeinschaft von fast 120.000 Mitgliedern im Jahr 1970 um über 40.000 Emigranten in den frühen 1990er Jahren verringert. Gleichzeitig gab es einen Zuzug von Israelis nach Südafrika genauso wie von Russland, so dass die jüdische Bevölkerung sich bei ungefähr 80.000 stabilisiert hat. Circa 80% der Community gehören, obwohl sie nicht alle strikt nach den Gesetzen leben, orthodoxen Synagogen an, zumeist in Johannesburg und Kapstadt, das sich damit rühmt, dass 80% der Kinder der Gemeinde die Jüdische Schule Herzlia besuchen. Obgleich Kapstadt auch einen sehr hohen muslimischen Bevölkerungsanteil hat und obwohl es in der Vergangenheit mehrere Brandanschläge auf jüdische Einrichtungen gab, bleibt die jüdische Gemeinschaft in Kapstadt ein lebendiger und gefestigter Posten und die Gemeindeglieder sind in der Wissenschaft, der Wirtschaft, der Justiz und in der Medizin gut vertreten.

Oberrabbiner Dr. Warren Goldstein spielt eine sehr wichtige Rolle in der Gemeinde. Er ist nicht nur eine lautstarke Stimme, die den Antisemitismus des ANC herausfordert, sondern er setzt auch

ein altes jüdische Motto in die Praxis um: »Nicht nur Juden halten den Schabbat, sondern der Schabbat hält auch die Juden zusammen.« Letztes Jahr im Oktober rief Goldstein alle südafrikanischen Juden zu einer großen Schabbat-Feier auf, von nicht praktizierenden über traditionelle bis hin zu orthodoxen. Der Event wurde »Der jüdische Frühling« genannt und war ein großer Erfolg. In Johannesburg kamen über 2.000 jüdische Frauen zusammen, um Challa zu backen. Ganze Straßenzüge und Märkte waren mit Tischen für das Schabbat-Essen zugestellt und es wurde eine bleibende Erinnerung für die ganze Gemeinde. Es war ein kraftvolles Bekenntnis der Identität und der Zuversicht, das dieses Jahr am 24./25. Oktober wiederholt werden soll (*Shabbos project*). Die südafrikanischen Juden haben sich damit gegen den krassen Antisemitismus von Tutu, Ehrenreich, Duarte und anderen gewehrt und haben einen würdevollen, starken Weg gewählt und ein Beispiel für andere Gemeinschaften gegeben, die unter Druck stehen.

Dennoch, abgesehen von all diesen Zuversicht verbreitenden Zeichen, ist deutlich geworden, dass seit der Ankunft der SS Stuttgart im Jahr 1936, die von einer feindlichen antijüdischen Truppe von Nazi-Sympathisanten begrüßt wurde und dem nachfolgenden Widerstand von Juden gegen die Apartheidspolitik der NP, die Juden ausgegrenzt und verraten wurden. Der ANC und seine Unterstützer haben das auserwählte Volk verunglimpft und dämonisiert, das sie während der Apartheidsjahre überproportional deutlich unterstützt hat.

Mit einer starken muslimischen Lobby und Bischof Tutus Einfluss wird sich das in absehbarer Zukunft kaum ändern.

Ron Jontof-Hutter ist ein in Südafrika geborener australisch-deutscher Psychologe und Autor. Er unterrichtet in verschiedenen Ländern Musik, Psychologie und Jüdische Geschichte.

Aus dem Englischen von Susanne Wein



JÜDISCH. JETZT!

Kino, Theater, Konzerte, Lesungen.
Zwei Wochen junge jüdische Kultur in Dresden.



18. Jüdische
Musik- und
Theaterwoche
Dresden

26.10. bis 8.11.2014

www.juedische-woche-dresden.de

Die Zweistaatenlösung ist tot. Daher bin ich optimistisch

Ein Gespräch mit dem Antisemitismusforscher Professor Robert S. Wistrich

JR: Wir sind hier am Kurfürstendamm, können Sie sich erinnern, wann Sie das erste Mal in Berlin waren?

RW: Das war 1983. Ich war eingeladen, da gerade mein neues Buch »Wer war wer in Dritten Reich« erschienen war. Es gab eine Live-Sendung im Fernsehen im Sender Freies Berlin (SFB). Als ich am nächsten Tag gerade hier spazieren ging, drehten sich manche Leute nach mir um. Ich dachte, ob ich vielleicht komisch angezogen war, doch das war eigentlich nicht der Fall. Dann sah ich, dass mein Verleger Harnack einen Coup gelandet hatte: Meine Mutter hatte es sich nicht nehmen lassen zur Buchvorstellung anzureisen. Zuletzt war sie 1931 bei ihrer Hochzeitsreise hier. Seitdem war sie aus bekannten Gründen nie wieder in Berlin. Nun war sie stolz, dass ihr Sohn ein Buch über die Verbrechen der Deutschen bzw. Nazis vorstellte und es gab ein Foto mit uns beiden auf Seite 1 der BILD-Zeitung mit dem Titel »Wiedersehen nach 50 Jahren« oder so ähnlich.

JR: Springen wir ins Jahr 2014. Wie sehen Sie die Situation für Israel nach dem letzten Gaza-Krieg?

RW: Ich denke, wir müssen zuerst darauf abheben, dass die ganze Region derzeit permanent implodiert und explodiert, seit drei bis vier Jahren. Wir müssen den Gazakrieg auch vor dem Hintergrund

der viel besseren militärischen Ausrüstung, der Tatsache, dass Hamas weder eine Luftwaffe noch eine Luftabwehr hat, es nicht geschafft haben, Hamas wirklich zu besiegen. Sie hat vermutlich über 4000 Raketen auf Israel abgeschossen, die nur wenig Schaden anrichteten, da sie minderer Qualität waren und vom Iron Dome Raketenabwehrsystem ausgeschaltet wurden. Iron Dome ist gut, wengleich längst nicht so effektiv, wie die Prozentzahlen insinuieren. Vor allem jedoch ist es extrem teuer, eine Rakete bzw. ein Abschuss kostet zwischen 50.000 und 100.000 Dollar. Es ist uns nicht nur nicht gelungen Hamas zu zerstören, wir haben es noch nicht einmal geschafft, Hamas gefechtsunfähig zu machen. Das ist ein Versagen Israels. Wir haben sie schwer getroffen, ja. Aber Hamas bleibt Hamas, sie ändern sich nicht. Zweifelsohne wird Katar ihnen helfen, sich zu erholen. Sie werden auch keine Bunker für die Bevölkerung bauen. Sie sind daran interessiert, wieder Waffen und Tunnel zu haben; sie sind nicht interessiert am normalen Leben. Was mich beunruhigt ist, wir haben es ebenfalls nicht geschafft, Hizballah 2006 außer Gefecht zu setzen. Wir haben für eine gewisse Zeit Ruhe bekommen, ja, aber die haben heutzutage 100.000 Raketen! Das ist beängstigend, weil diese Raketen viel besser sind als jene von Hamas. Und die Hizballah war das Vorbild

gibt eine viel größere Unterstützung. Wir haben ja in der Tat drei Kriege seit 2006 durchgemacht, zwei »Operationen« gegen Hamas, und jetzt der dritte Krieg oder Minikrieg – und Hamas ist immer noch da! Was mich am meisten beunruhigt: die Umfrageergebnisse seit diesem Krieg zeigen, dass das Prestige und das Image der Hamas bei den Palästinensern enorm gestiegen ist, nicht nur im Gazastreifen, auch in der Westbank. Obwohl die Leute wissen, dass Hamas für die Zerstörung verantwortlich ist, unterstützen 72 bis 75% ihre Methode. Das ist alarmierend. Das zeigt, wie tief das Problem sitzt. Wir sprechen nicht nur von einer Diktatur, die der Bevölkerung ihren Willen aufzwingt. Vielmehr sehen wir, übrigens nicht das erste Mal in der Geschichte, dass eine Bevölkerung mit der Ideologie, den Methoden und der Taktik ihrer Führer übereinstimmt. Während Abu Mazen nur 36% Unterstützung hat. Und er hat ja die Hamas nicht unterstützt.

Zurück zu Ihrer Frage: Ja, es ist wahr, es gab diesmal einen viel größeren Konsens in Israel, als ich das jemals seit 34 Jahren dort gesehen habe. Es ist auch wahr, dass die Linke wie die Rechte zustimmten, dass der Krieg notwendig war, ja die Linke unterstützte die Politik Netanyahus noch deutlicher, sie haben ihn für seine »moderate«, »verantwortliche« und »zurückhaltende« Führung des Landes gepriesen. Die Rechte hingegen und die Bevölkerung im Süden des Landes waren kritischer, weil er nicht entschieden genug vorging. Die Leute verlassen die Städte und Dörfer und Kibbuzim im Süden. Es ist eine unmögliche Situation, ihre Zukunft steht in Frage. Sie haben die Regierung und die Armee kritisiert, weil sie angeblich von den Tunnels wussten, aber warum haben sie nichts gesagt? Ja, die Solidarität war da, es gibt aber auch Kritik, die durchaus gerechtfertigt ist.

JR: Kurz vor dem Krieg gab es die Entführung und Ermordung der drei israelischen Jugendlichen, und dann wurde ein arabischer Jugendlicher ebenfalls ermordet. Es gab große Spannungen in Israel, Kämpfe zwischen links und rechts, Leute, die offen auf der Straße rassistisch gegen »die« Araber hetzten und andere, die gegen Rassismus auf die Straße gingen. Doch dann der Konsens im Krieg gegen die Hamas. In einem Interview der JR mit einem Kollegen von Ihnen von der Hebräischen Universität, dem Historiker Alexander Jakobson, der offensichtlich kein Fan von Netanyahu ist, aber den Krieg unterstützte. Vielleicht ist er ein Beispiel für die Linke?

RW: Ja, das illustriert das. Natürlich gibt es Rassismus in Israel, Sie haben das angesprochen. Das Kidnappen und die Ermordung der israelischen Teenager war eine Hamas-Operation, das ist klar. Und dann das Anzünden eines arabischen Jugendlichen durch Israeli. Unzweifelhaft gibt es in der Bevölkerung Rassismus auf einem Graswurzelniveau. Das sind

Warnsignale, dass die Intensität dieses Konflikts immer mehr zunimmt, auch in Israel, und einen Hass auf Araber nährt. Darüber bin ich sehr besorgt, da könnte etwas überschnappen. Das Gute – wenn man das hier sagen kann – ist die völlige Zurückweisung des Rassismus durch die gesamte politische Klasse in Israel, ohne Einschränkung. Das ist auch der Hauptunterschied zwischen Israelis und Palästinensern. Dort wurden die Entführung und sogar der Mord an den drei Israeli gefeiert. Die Entführung nannten sie einen Erfolg und es wurden, wie immer, Süßigkeiten verteilt. Das haben wir schon 100 Mal erlebt, das ist die Standard-Reaktion. Abu Mazen (Abbas) hat sich zwar kritisch geäußert, aber das war doch recht wenig. Es sind einfach zwei unterschiedliche gesellschaftliche Reaktionsweisen. Und ich denke, unterm Strich, gibt es ganz andere Reaktionen in Israel. Wenn wir in die 1980er zurückgehen, zu der Bewegung von Rabbi Kahane, das war eine rassistische Bewegung. Aber sie wurde schließlich verboten. Ich denke es gibt weiterhin einen latenten anti-arabischen Rassismus. Ich denke aber auch, der würde in Zukunft gestoppt werden, bevor er wirklich gefährlich und eine bewegende Kraft werden könnte.

Allerdings bin ich auch besorgt, dass Israel weder eine langfristige, noch eine mittelfristige Strategie bezüglich der Aufstände im ganzen Nahen Osten hat. Dazu kommt das etwas zerrüttete Verhältnis zu den USA und auf Europa kann sich Israel ohnehin niemals verlassen. Und das führt mich zur Ausgangsfrage zurück, zur weltweiten Reaktion auf Israels Aktionen in Gaza.

Natürlich, als jemand, der seit Jahren versucht, Israel zu verteidigen, was in der öffentlichen Meinung außerhalb Israels eine undankbare Aufgabe ist, bin ich nicht überrascht. Wir kennen die jahrzehntelangen Dämonisierungen und Delegitimierungen Israels in der weltweiten Öffentlichkeit. Die Reaktionen der Vereinten Nationen, speziell des UN Menschenrechtsrats, der die Menschenrechte geradezu verhöhnt, sind vorhersehbar. Dazu kommen die Nichtregierungsorganisationen. Jedesmal wenn Israel seine eigenen Bürger kriegerisch verteidigen muss, gibt es einen Aufschrei, Israel würde unverhältnismäßig reagieren. Vergleichen Sie damit nur einmal, wie die Weltgemeinschaft auf andere Konflikte reagiert.

Dieses Mal gab es einen bemerkenswerten antisemitischen Ausbruch auf den Straßen, insbesondere in Europa. Das ist die Konsequenz eines langen Prozesses. Das sind auch Nebeneffekte des Einflusses des Islamismus auf eine signifikante Gruppe von Muslimen in Europa. Die Bereitschaft von radikalen Linken, aber auch von Rechten, diese antiisraelischen und antijüdischen Attacken mitzumachen, sind bezeichnend.

JR: Bevor wir uns mit Europa und Antisemitismus befassen, lassen Sie uns noch-



dieser präzedenzlosen Gewalt der brutalsten islamistischen Gruppen, die wir kennen und die derzeit vor allem Syrien und den Irak terrorisieren, betrachten. Diese Gruppen versuchen auch den Libanon immer mehr zu destabilisieren. Die arabische Welt, vor allem Ägypten, war bereits 2006 während des israelischen Krieges mit der Hizballah relativ ruhig und protestierte kaum. Diesmal wurde das noch viel deutlicher. Israel wird eben nicht als erste, wenn überhaupt als Gefahr von den »moderaten« arabischen Ländern gesehen.

Aber nun zu den relativ schlechten Neuigkeiten für Israel. 1) Wir müssen ganz ehrlich sein und feststellen, dass wir nach 50 Tagen trotz aller Überlegenheit,

für Hamas. Die Tunnel waren eine typische Methode der Hizballah, und der Iran steckte auch dahinter. Es stimmt, dass Hizballah diesmal nicht eingriff, und Hamas muss ziemlich verärgert darüber sein. Aber insgesamt gibt es zweifellos ein sicherheitspolitisches Versagen Israels. Ich beschuldige nicht die IDF, es ist die politische Richtung, die die Grenzen dieser Aktion setzten. Ich verstehe die Zurückhaltung – aber es war ein Fehler.

JR: Sie haben erwähnt, dass der Krieg gegen Hizballah im Sommer 2006, 30 Tage, ohne klares Resultat blieb. Wie sieht es im Vergleich zu damals heute mit der Akzeptanz in der israelischen Gesellschaft aus?

RW: Ja, das ist ein großer Unterschied es

mal auf den Nahen Osten zu sprechen kommen. Laut einer repräsentativen Umfrage in 14 Ländern in der muslimischen Welt, von Indonesien bis Marokko, gibt es einen Rückgang der Unterstützung für den Islamismus generell und für Hamas und Hisbollah in der Westbank im Besonderen. Doch Sie haben seither andere Zahlen? Wenn sich aber diese Unterstützung in so kurzer Zeit in ihr Gegenteil verkehrt, zeigt das nicht an, dass es eben noch keine Soziokultur, wie wir in der Politikwissenschaft sagen, des Anti-Islamismus gibt, sondern nur eine eher kurzfristige Deutungskultur, die offenbar gerade keine tief verankerte Kritik am Islamismus anzeigt? Das heißt, wir hatten im Mai aus welchem Grund auch immer, z.B. ausstehende Zahlungen an Beamte im Gazastreifen, eine nur kurzfristige Abkehr von der Hamas?

RW: Hamas hat eine ziemlich ausgetüftelte Strategie entwickelt. Ihr Schwerpunkt ist Propaganda, darin sind sie sehr stark. Sie will sich als die einzige wahre Widerstandsgruppe gegen den Zionismus präsentieren. Die Führer leben ein Luxusleben in Katar, während die Bevölkerung im Krieg in Gaza litt. Das sagt einiges über die politische Kultur aus.

Die westlichen Medien kümmern sich doch so gut wie gar nicht um den Kern des Problems, wenn es um die Hamas geht. Es geht um die ideologische Verbindung von Jihad, Heiligem Krieg, Märtyrertum, den Todeskult und den so gut wie grenzenlosen Hass auf Juden. Und Juden sind untrennbar mit Israel verbunden.

JR: Wäre es in jedem Fall besser gewesen, die Hamas von der Macht zu entfernen?

RW: In diesem asymmetrischen Krieg hat Hamas die Opferung ihrer eigenen Bevölkerung bewusst in Kauf genommen, um Israel zu schwächen. Ich denke es war ein strategischer Fehler, Hamas nicht zu zerstören. Es wurde kolportiert, es könnte etwas Gefährlicheres als Hamas an die Macht kommen. Das halte ich für eine groteske Position! Wir haben in fünf Jahren drei Kriege gegen die Hamas führen müssen und sie ist immer noch da, was soll da noch Schlimmeres kommen? Und dann kommen Leute und meinen, es könnte schlimmer werden nach der Ära der Hamas? Das ist doch lächerlich. Das sind alles nur Ausreden. Meiner Einschätzung nach ist die israelische Öffentlichkeit ziemlich angefressen wegen dieser Situation. Die haben womöglich mehr gesunden Menschenverstand als ihre

politischen und militärischen Führer. Ich weiß nicht, ob ich das sagen soll, aber ich denke, ein Grund für die Zurückhaltung von Bibi ist sein Familienhintergrund. Er kommt aus einer Familie, die einen Sohn im Kampf verloren hat, seinen älteren Bruder Yoni, der 1976 in Entebbe gefallen ist. Die Zurückhaltung von Bibi, junge Soldaten in den Krieg zu schicken, könnte damit zusammenhängen. Man kann das verstehen, aber es scheint mir ein Fehler.

JR: Hm, ich dachte bislang immer, dass die Betonung der Ermordung von Yoni Netanyahu durch ein deutsch-arabisches Kommando in Entebbe am 4. Juli 1976 eher ein Zeichen der Stärke von Benjamin Netanyahu sei, da er in öffentlichen Reden wie vor den UN daran erinnerte und die Stärke Israels sein müsse, seine Bürger zu verteidigen. Aber vielleicht irre ich mich auch.

RW: Nun, vor einigen Jahren hätte ich das auch nicht gesagt, aber heute sehe ich es so: Benjamin Netanyahu ist sehr wortgewaltig und seine ganze Karriere baut darauf, dass er sich als der starke Staatsmann inszeniert. Seine Worte zeigen das. Aber seine Taten stehen in Widerspruch dazu. Ich sage das mit Bedauern, denn ich denke Netanyahu ist ein viel begabter Politiker, als die Leute es ihm zugestehen wollen. Er ist ein hervorragender Redner und macht seine Sache für Israel wunderbar. Aber es gibt eben diese Diskrepanz zwischen Worten und Taten, und ich denke die Leute fühlen das diesmal stärker als je zuvor. Netanyahu hat viele Kritiker im konservativen und rechten Lager. Und selbst die linke Politikerin und Justizministerin Tzipi Livni hatte diesmal eine mitunter militantere Sprache gegen Hamas als der Premierminister. Sie meinte, eine Zerschlagung der Hamas sei die Grundbedingung für jeden weiteren Fortschritt. Und das scheint mir richtig.

JR: Denken Sie die Installierung der PA im Gazastreifen ist realistisch und sinnvoll?

RW: Das halte ich für unrealistisch, unerreichbar und verantwortungslos und jene, die das vorschlagen, vor allem auf der Linken und von der Mitte-Links-Richtung, haben keine Ahnung von palästinensischer Politik. Etwas radikal Neues hingegen ist der Vorschlag des ägyptischen Präsidenten as-Sisi, den Palästinensern ein Gebiet im Sinai für einen eigenen Staat zu geben. Doch die Palästinenser haben das umgehend ausgeschlagen. Das Beein-



Prof. Robert S. Wistrich (rechts) und der Redakteur der JR, Dr. Clemens Heni, auf dem Tauentzin, Berlin, 16. September 2014

druckende ist jedoch, dass ein arabischer Führer, as-Sisi, mehr Ahnung hat von der Hamas und der geo-politischen Situation im Nahen Osten als die angeblich so gut informierten Europäer, auch wenn die Sinai-Option keine Chance hat.

JR: Was halten Sie von der »Jordanien ist Palästina«-Lösung? Palästinensische Exil-Politiker wie Mudar Zahran sind für Jordanien als palästinensischer Staat. Wäre das besser als die Sinai-Option oder auch die Zweistaatenlösung?

RW: Die Zweistaatenlösung ist tot, auch wenn das niemand zugeben wird, und ich werde Israel auch nicht raten, das öffentlich zu sagen. Aber ich illustriere Ihnen das an drei Worten, warum diese Zweistaatenlösung nicht funktioniert: Ben Gurion Airport. Bekanntlich ist eine einzige Rakete nicht sehr weit von diesem Flughafen eingeschlagen und sofort war diese lebensentscheidende Ader Israels für einige Tage lahmgelegt. Wir hatten keinen direkten Zugang mehr zur Welt. Terroristen konnten also an einem Tag alle jahrelangen Anstrengungen einer Zweistaatenlösung zerstören.

JR: Also sind sie bezüglich eines friedlichen Zukunftsmodells total pessimistisch?

RW: Nein, ich bin sogar sehr optimistisch, weil die Zweistaatenlösung tot ist. Eine Illusion ist mit diesem Krieg endgültig zu Grabe getragen worden. Was mich jedoch mit Sorge umtreibt ist Iran. Iran führt seit vielen Jahren Stellvertreterkriege gegen Israel über Hamas oder Hizballah. Iran steckt auch hinter den Tunneln, möchte den Libanon destabilisieren und hat die 5+1 Gruppe in den Atomverhandlungen um den Finger gewickelt!

JR: Was halten Sie von der Position des Sicherheitsstrategen und ehemaligen Regierungsberaters Dan Shuftan, einen einseitigen Rückzug Israels aus der Westbank zu propagieren, wie er es auf einer Veranstaltung von Scholars for Peace in the Middle East (SPME) in Berlin vor wenigen Jahren sagte?

RW: Ich kenne Dan und bin enttäuscht, dass er so etwas gesagt hat. Rückzüge Israels – wie zum Beispiel aus Gaza im Jahr 2005 – haben nichts Positives gebracht. Im Gegenteil. Und das Beispiel

des Golan zeigt wie absurd es wäre, hätte Israel den Golan an Syrien zurückgegeben, denn dann würden heute evtl. die IS, al-Nusrah und andere extremistische Gruppen direkt am Rande des Galiläa stehen. Deshalb ist ein Rückzug Israels aus der Westbank nicht seriös und sehr gefährlich!

JR: Es gibt eine geradezu ironische Verwandtschaft der extremen Rechten und Linken in Bezug auf eine Einstaatenlösung. Linke wollen Israel binational machen und den Zionismus abschaffen, während manche Rechte wie die Publizistin Caroline Glick das Westjordanland annektieren wollen, also auch eine Einstaatenlösung. Was sagen Sie dazu?

RW: Ich bin gegen die Annexion des gesamten Gebietes von Judäa und Samaria. Israel kann nicht eine vierzigprozentige Minderheit von Palästinensern aufnehmen. Das ist eine Art Bürgerkriegserklärung. Aber ein einseitiger israelischer Rückzug würde unweigerlich zu einem irredentistischen islamistischen Staat führen, der nur knapp 15 km von den am dichtesten besiedelten städtischen Zentren Israels entfernt ist. Die beste Lösung wäre ein palästinensischer Staat in Jordanien unter König Abdallah. Aber das wird es nicht geben. Daher muss Israel seine Sicherheitspräsenz in den umstrittenen Gebieten behalten und darauf hoffen, dass die Palästinenser endlich einsehen, dass ihre einzige Zukunft darin liegt, friedlich in Koexistenz mit dem jüdischen Staat zu leben. Wir müssen geduldig sein. Geduld ist alles!

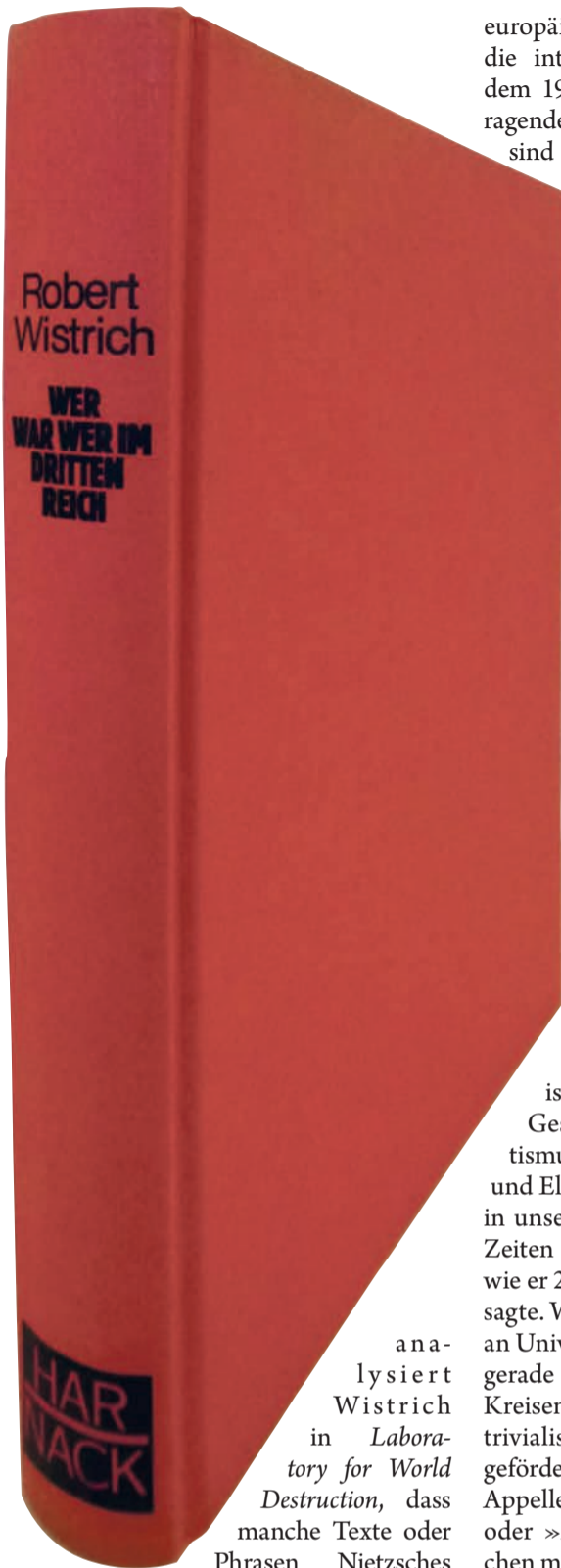
JR: Vielen Dank für das Gespräch, Prof. Robert S. Wistrich.



Eine Abwehrrakete des Iron Dome wird abgeschossen, Ashdod, 11. Juli 2014. Lässt der Iron Dome Israel zu sehr in Sicherheit sich wiegen?

Das Gespräch führten Susanne Wein und Clemens Heni am 16. September 2014 in Berlin. Wistrich sprach am 15. September auf Einladung von Dr. Laurence Weinbaum, dem Direktor des Israel Council on Foreign Relations und Chefredakteur der Zeitschrift *The Israel Journal of Foreign Affairs* auf der Jahrestagung des World Jewish Congress in Berlin.

Aus dem Englischen von Clemens Heni



analysiert Wistrich in *Laboratory for World Destruction*, dass manche Texte oder Phrasen Nietzsches wie der »Übermensch«

von Rechten und dem Nationalsozialismus in deren völkische Richtung uminterpretiert wurden, was gleichwohl einer kompletten Verkehrung gleichkam. Tatsächlich hatte Nietzsche eher einen jüdischen »Supermann« und eine »Entdeutschung« im Blick als ein teutonisches Monster, was die Faszination der Zionisten und anderer Intellektueller, Außenseiter und Gesellschaftskritiker um 1900 und später erklärt. Bis heute wird Nietzsche von Kleingeistern verdreht und als Proto-Nazi diffamiert. Wistrich geht auf die Analyse der Bibel aus der Feder des eher projüdischen Philosophen ein. Nietzsche machte sich über Christen lustig und feierte das Judentum, ohne ein plumper »Philosemit« zu sein – dafür waren sein Sarkasmus, seine Kritik und seine Umwertung der allzu deutschen Werte, die sich als Vorbild die Bosheit Heinrich Heines nahmen, viel zu stark, Leib gewordenes »Dynamit«. Nietzsche trennt in *Die Genealogie der Moral* zwischen Altem und Neuem Testament: »Das Alte Testament – ja, das ist ganz etwas anderes: alle Achtung vor dem Alten Testament! In ihm finde ich große Menschen, eine heroische Landschaft und etwas vom Allerseltensten auf Erden, die unvergleichliche Naivität des starken Herzens.«

Wistrich ist nicht nur ein Historiker

europäischer Geschichte. Insbesondere die intellektuellen Entwicklungen seit dem 19. Jahrhundert, häufig an herausragenden Protagonisten dargestellt, sind wesentliches Element seiner Forschungen. Interessant ist, wie er Geschichte mit heutiger Politik politisch-philosophisch verbindet beziehungsweise heutige Phänomene kontextualisiert; so z. B., wenn er in *Lethal Obsession* den iranischen Revolutionsführer Ayatollah Khomeini und das iranische Prinzip des wali al-faqih, das dem obersten Herrscher die Exekutive, Judikative und die Legislative unterordnet, erwähnt und dieses Prinzip zu einer »dynamischen, schiitischen Version des platonischen Philosophenkönigs« erklärt. Der Historiker Wistrich ist ein Aufklärer und weiß doch um die Dialektik der Aufklärung. Voltaire war nicht nur eine wichtige Figur der Aufklärung, er war auch ein »rabiater Judenfeind« mit großer Ausstrahlung nicht nur auf den französischen Antisemitismus, z. B. den Anarchisten Pierre-Joseph Proudhon. Wistrich weiß um die Bedeutung von Bildung, doch ebenso ist ihm vor dem Hintergrund der Geschichte des westlichen Antisemitismus und des Anteils der Gebildeten und Eliten daran seit dem Mittelalter bis in unsere modernen und postmodernen Zeiten bewusst: »Es ist nicht genug«, wie er 2009 auf einem Vortrag in Kanada sagte. Wer sich die Forschungstendenzen an Universitäten anschaut und sieht, dass gerade von den vorgeblich gebildetsten Kreisen Antisemitismus und Islamismus trivialisiert, vernebelt, wenn nicht massiv gefördert werden, merkt, wie naiv bloße Appelle wie »mehr Bildung für alle« oder »Migranten in Deutschland brauchen mehr Bildung« sein können.

Wistrichs Dissertationsthema *Socialism and the Jews* zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben: die Geschichte der Linken und die der Juden. Sein Vater, Jacob Wistrich, war kurzzeitig Mitglied der linken zionistischen Gruppe Hashomer Hatzair, wurde aber bald darauf durch eine Zwangsumsiedlung unter Stalin 1940 seiner Träume von einem »sozialistischen Paradies« beraubt. Doch viel wichtiger: So überlebte der Vater den Holocaust; das Gleiche gilt für Sabina, Robert Wistrichs Mutter. Fast die Hälfte seiner Familie hat Wistrich in der Shoah verloren.

Die Geschichte der Juden in Europa ist für Robert S. Wistrich also sowohl biografisch als auch wissenschaftlich von herausragendem Interesse. Er wuchs in England auf, sprach aber zuerst Polnisch und Französisch, ebenso lernte er Englisch, Deutsch und Hebräisch; zudem kann er weitere neun Sprachen.

Wistrich hat eine ungeheure Detailkenntnis und verliert dennoch nie den Blick für das Ganze. So zitiert er zum Beispiel aus einem Brief des Wiener Komponisten Arnold Schönberg an den Maler Wassily Kandinsky vom April 1923, worin der ansteigende Antisemitismus am Beispiel der »Bauhaus-Architektur-Schule« in Deutschland thematisiert wird und Schönberg resigniert feststellt, dass er sich als Jude aufgrund des anti-

semitischen Klimas fast schon sich aus der Menschheit vorkommt. Das bettet Wistrich in die Geschichte des Antisemitismus bis zum Holocaust ein, ausgehend vom Habsburger Reich, von Multiethnizität und Moderne hin zu Deutschtum, Nationalismus, Karl Lueger und Hitler.

2010 publizierte Wistrich im New Yorker Verlag Random House die derzeit umfangreichste und bedeutendste Monografie über die Geschichte und Gegenwart des *Antisemitism: A Lethal Obsession: Anti-Semitism from Antiquity to the Global Jihad* (Eine tödliche Obsession: Antisemitismus von der Antike bis zum weltweiten Jihad). In diesem über 1.100 Seiten zählenden Werk stellt er die Geschichte des Antisemitismus dar – mit einem Schwerpunkt auf den letzten rund 20 Jahren. Es ist ein wissenschaftliches Standardwerk der Antisemitismusforschung und zugleich ein eminent politisches Buch, eine Einmischung, kein esoterisches Kleinklein für Oberstudienräte oder habilitierte Karrieristen.

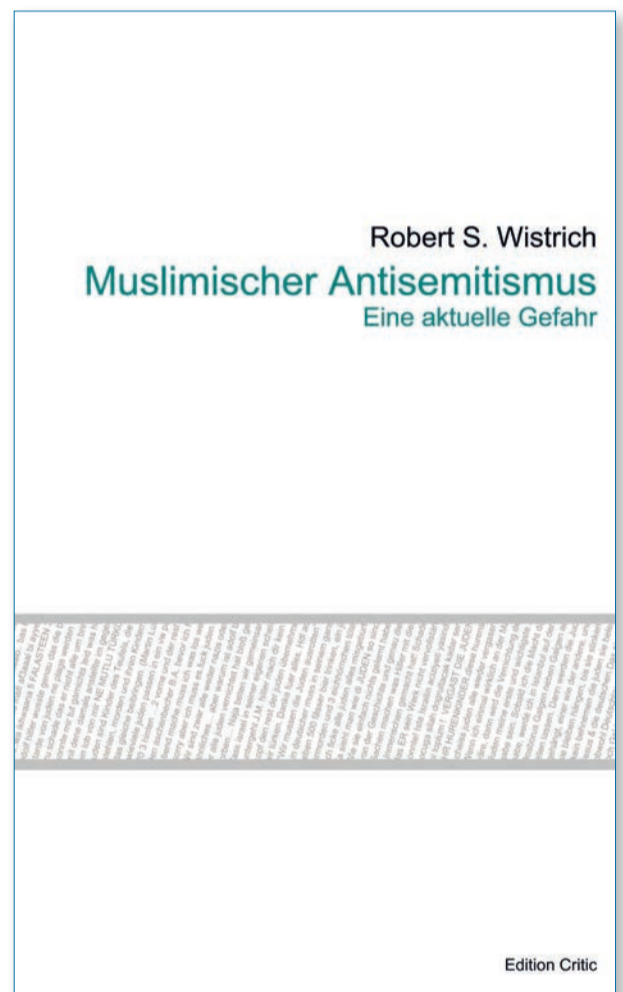
Wistrich ist auch ein Kritiker mancher Erklärungen über den Holocaust (in seinem Buch *Hitler and the Holocaust*) und der These, die Moderne, Bevölkerungspolitik oder eine »Ökonomie der Endlösung« und nicht ideologischer Hass und Antisemitismus seien für die Shoah verantwortlich gewesen. Dabei kritisiert er die Ansätze des Soziologen Zygmunt Bauman und der Historiker Susanne Heim und Götz Aly. Hitler und der Nationalsozialismus insgesamt hatten eine »millenaristische, apokalyptische Ideologie der Vernichtung«, in deren Zentrum der »Antisemitismus« stand, wie Wistrich hervorhebt. Es gibt keine »Logik der Modernisierung« in der Tatsache, dass die Deutschen 2.200 Juden von der griechischen Insel Rhodos nach Auschwitz deportierten.

Im November 2011 erschien der erste »Antisemitismusbericht« der Deutschen Bundesregierung – »Antisemitismus in Deutschland. Erscheinungsformen, Bedingungen, Präventionsansätze«, verfasst von einem »unabhängigen Expertenkreis Antisemitismus«, der sich aus zehn teils erfahrenen Forschern zusammensetzt. Darin werden nicht nur die deutsch-iranischen Beziehungen außen vor gelassen und eine Analyse und Kritik des Islamfaschismus in seiner historischen wie gegenwärtigen Version abgewehrt. Auch die meisten der international bedeutenden Forscher zu muslimischem Antisemitismus werden einfach ignoriert. Selbst Robert S. Wistrich wird übergangen, obwohl seine Texte auch auf Deutsch vorliegen. Solche Ignoranz entspräche einer Studie über *Die Geschichte der Physik in den Jahren 1900 bis 1925*, die Albert Einstein nicht erwähnte.

Die Situation in Europa und Deutschland ist dramatisch und die Forschung versagt in weiten Teilen. Antisemitismus ist unschwer erkennbar, wenn man denn nur luzide untersucht und nicht nur auf der Oberfläche surft. Eine Analyse der Medien ist von großer Bedeutung. Ein

Witz, den Robert S. Wistrich bei der seiner Buchvorstellung von *A Lethal Obsession* im Januar 2010 Washington D. C. erzählte, verdeutlicht, wie Antisemitismus heute in Europa häufig funktioniert:

Steht ein kleines Mädchen verlassen in der Flughafenhalle in Paris und wird von einem aggressiven Hund, einem Pitbull, attackiert. Reaktionsschnell erschießt ein zufällig vorbeikommender Mann den Hund und rettet das Mädchen. Natürlich kommen sofort viele Journalisten, machen Bilder, loben den Helden und sagen zu ihm: »Morgen werden wir in den Pariser Zeitungen mit der Schlagzeile »Pariser rettet Mädchen vor dem Angriff eines Hundes« aufmachen.« Daraufhin der Mann: »Aber ich bin gar nicht aus Paris.« »Okay, dann schreiben wir »Franzose rettet Mädchen vor dem Angriff eines Hundes.« »Aber ich bin auch kein Franzose.« »Na gut, dann schreiben wir »Europäer rettet Mädchen.« »Aber ich bin auch kein Europäer. Ich komme aus Israel.« Darauf dann die Journalisten unisono: »Ah, okay. Dann bringen wir morgen die Headline: »Israeli tötet den Hund eines Mädchens.«



Leicht überarbeiteter Auszug aus der Einleitung von Clemens Heni zu Robert S. Wistrich, *Muslimischer Antisemitismus. Eine aktuelle Gefahr*, Berlin: Edition Critic, 2011, Verlagshomepage: www.editioncritic.de.

Der Antisemitismusforscher und Historiker Robert S. Wistrich

Ein Beispiel für einen Wissenschaftler, der nicht nur im »Elfenbeinturm« sitzt

Von Clemens Heni

Robert S. Wistrich ist einer der weltweit bekanntesten und renommiertesten Historiker und Antisemitismusforscher. Seine Bezeichnung des Antisemitismus als »der längste Hass«, wie sein gleichnamiges Buch und eine daran angelehnte dreiteilige Fernsehserie 1991 hießen – *Antisemitism: The Longest Hatred* –, ist so prägnant wie international verbreitet.

Der Antisemitismus der Deutschen im Nationalsozialismus erhält heute ein immer deutlicher hörbares Echo – nicht nur bei relativ marginalen Neonazis und Rechten im Westen, sondern vor allem in der islamischen und arabischen Welt und unter zunehmend islamistischen Muslimen im Westen.

Der 1945 in Kasachstan als Sohn polnisch-jüdischer Eltern geborene Historiker war bis zum Frühjahr 2014 »Neuburger Professor« für »moderne europäische und jüdische Geschichte« an der Hebrä-

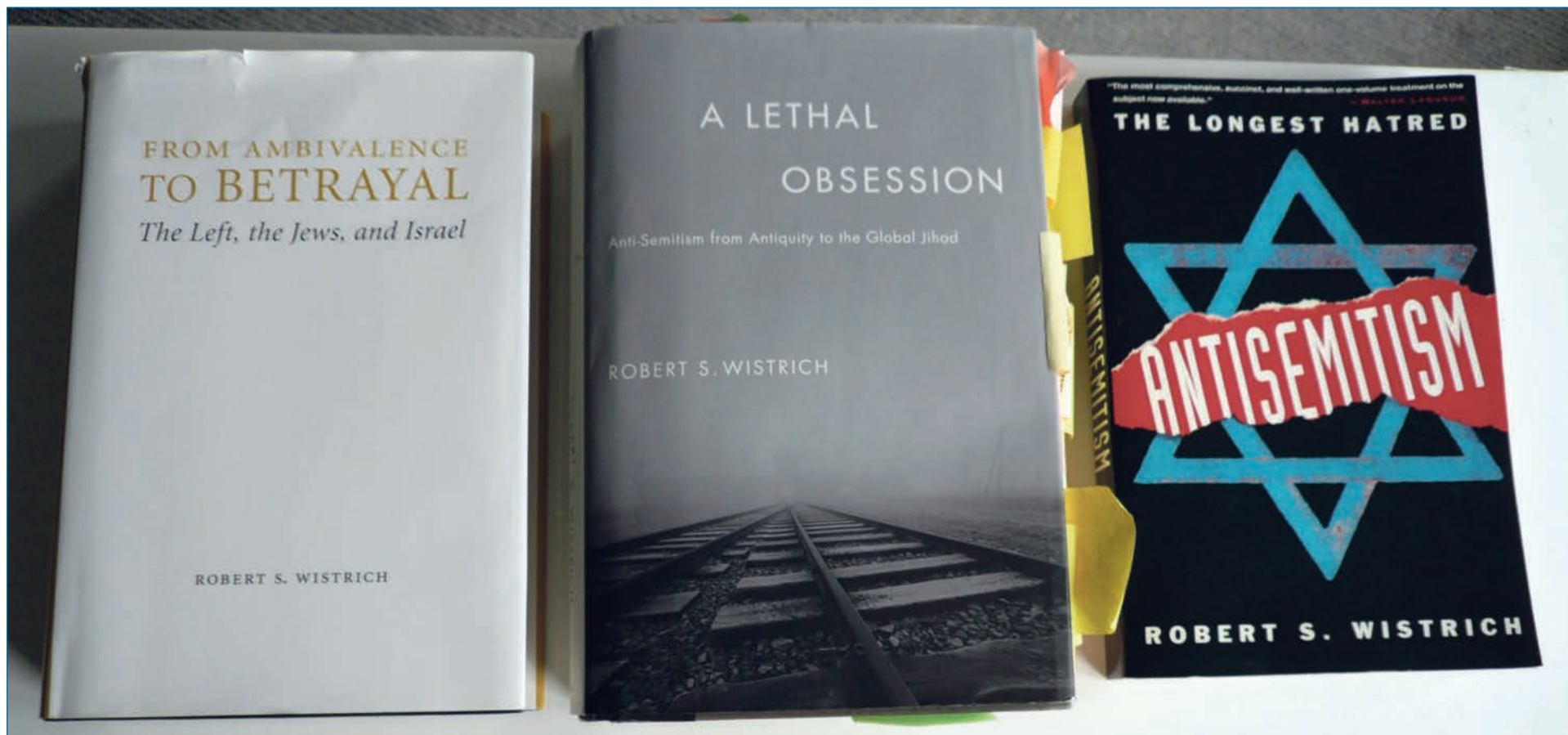
Dieser ging zunächst vor allem von Linken, häufig gut ausgebildeten Leuten an Universitäten aus. Was damals noch am Rande der Gesellschaft sich zutrug, ist heute Mainstream. Der islamische Antisemitismus benötigt den Antisemitismus der Linken und des Mainstreams in westlichen Ländern dringend. Ohne wohlwollende, abwiegelnde Linke, Liberale und naive Multikulturalisten, die das Thema muslimischer Antisemitismus aus den Universitäten verbannen, hätten die Islamisten kein so leichtes Spiel.

Robert S. Wistrichs wissenschaftliche Karriere begann an der berühmten Wiener Library in London in den 1970er-Jahren, nachdem er Ende der 1960er-Jahre unter anderem im kalifornischen Stanford studiert hatte. 1982 erhielt Wistrich eine Professur an der Hebräischen Universität in Jerusalem, der Hauptstadt Israels. Man kann seine Forschungen in fünf Kategorien einteilen, wobei im Folgenden nur seine Bücher aufgeführt werden:

1) *Antisemitism and Jewish Identity* (1990); *Austrians and the Jews in the Twentieth Century: From Franz Joseph to Waldheim* (1992); *Austrian Legacies: Jews and National Identity* (2004); *Ma'abada le-heres ha-olam. Germanim ve-yehudim be mercas-europa* (2006); *Laboratory for World Destruction. Germans and Jews in Central Europe* (2007).

3) **Hitler, der Nationalsozialismus und der Holocaust.** *Who is Who in Nazi Germany* (1982; 1983 und in weiteren Auflagen auf Deutsch unter dem Titel *Wer war wer im Dritten Reich?*); *Hitler's Apocalypse: Jews and the Nazi Legacy* (1985; auf Deutsch 1987 *Der antisemitische Wahn: von Hitler bis zum Heiligen Krieg gegen Israel*); *Weekend in Munich: Art, Propaganda and Terror in the Third Reich* (1995; auf Deutsch 1996 *Ein Wochenende in München: Kunst, Propaganda und Terror im Dritten Reich*); *Hitler and the Holocaust* (2001; auf Deutsch 2003 *Hitler und der Holocaust*).

live erlebt, bemerkt sofort: Inmitten einer geschwätzigen, sich am liebsten selbst bespiegelnden und innerhalb der eigenen Schulrichtung untereinander sich zitierenden Forscherwelt spricht hier jemand, der etwas zu sagen hat, der seine Analysen öffentlich diskutiert wissen möchte und sich nicht im Elfenbeinturm versteckt. Seine Bücher haben eine Geschichte. Seine Vorworte zeugen von einer persönlichen Beziehung zu der jeweiligen Forschung. Sein Werk über die Juden Wiens im Zeitalter Kaiser Franz Josephs, die Geschichte der Juden im Habsburgerreich – dem ältesten europäischen Herrschaftsverbund, der von Ende des 13. Jh. bis 1918 währte –, hat viel mit seiner Herkunft zu tun. Er widmet das Buch seinen vier Großeltern – Salomon und Anna Wistrich sowie Simon und Helena Silbinger –, die Bürger von Krakau waren, das damals zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörte. Viel macht Wistrich an Personen fest, etwa an Sigmund Freud oder Arthur



ischen Universität Jerusalem und ist seit 2002 ebenda Direktor des 1982 gegründeten Vidal Sassoon International Center for the Study of Antisemitism (SICSA).

Sein erstes auch hierzulande sehr beachtetes Buch *Who's who in Nazi Germany* (*Wer war Wer im Dritten Reich*) erschien 1982, 1983 auf Deutsch.

1985 beschrieb Wistrich in *Hitler's Apocalypse* (auf Deutsch 1987: *Der antisemitische Wahn: von Hitler bis zum Heiligen Krieg gegen Israel*), wie er bereits zehn Jahre zuvor in England eine neue Form des Antisemitismus bemerkt hatte: den antizionistischen Antisemitismus, der heute ein wesentlicher Teil dessen ist, was man »neuer Antisemitismus« nennt.

1) **Die Linke und Antisemitismus.** Hierzu zählen folgende Monografien: *Revolutionary Jews from Marx to Trotsky* (1976); *Trotsky: Fate of a Revolutionary* (1979); *Socialism and the Jews: The Dilemmas of Assimilation in Germany and Austria-Hungary* (1982); *From Ambivalence to Betrayal. The Left, the Jews and Israel* (2012).

2) **Die Geschichte der Juden** mit einem Schwerpunkt auf dem deutschsprachigen Judentum in Europa von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1933. Hierzu zählten seine 700 Seiten starke, mehrfach preisgekrönte Arbeit *The Jews of Vienna in the Age of Franz Joseph* (1989; 1999 auf Deutsch *Die Juden Wiens im Zeitalter Kaiser Franz Josephs*); *Between Redemption and Per-*

4) **Theorien und Analysen des Antisemitismus und Antizionismus.** *Antisemitism: The Longest Hatred* (1991); ebenso in *Hitler and the Holocaust* und in *A Lethal Obsession. Anti-Semitism from Antiquity to the Global Jihad* (2010).

5) **Muslimischer Antisemitismus.** Diesen betrachtete Wistrich erstmals in *Hitler's Apocalypse* (1985) und insbesondere in *A Lethal Obsession* (2010). Auf Deutsch erschien *Muslimischer Antisemitismus – Eine aktuelle Gefahr* (2011), eine Übersetzung des Textes *Muslim Antisemitism. A Clear and Present Danger* (2002)

Wer Wistrichs Bücher, Artikel und Broschüren liest, Interviews von ihm hört, mit ihm diskutiert oder seine Vorträge

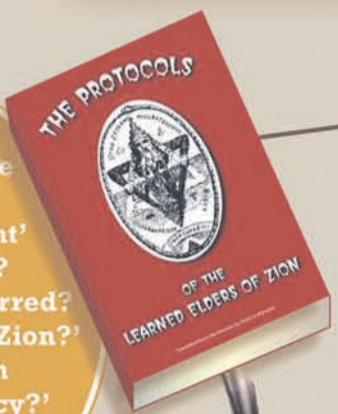
Schnitzler, Karl Kraus oder dem Rabbiner, Politiker und Autor Joseph Bloch.

Friedrich Nietzsche war für viele Zionisten um 1900 Inspiration für einen jüdischen Aufbruch, eine lebensfreudige, ästhetische, kraftvolle Kritik am herrschenden geistigen Stillstand des christlichen Europas mit seinem immer stärker werdenden Antisemitismus, gerade in Österreich-Ungarn und Deutschland, aber auch in Frankreich. Nietzsche war eine Provokation für Deutschthümler, Christen und Antisemiten. Wistrich stellt dar, wie Nietzsche gegen den Antisemitismus im 19. Jahrhundert kämpfte und sich von seiner Schwester und von Richard Wagner geradezu angewidert abwandte. Ebenso

Let's Play: "ARE YOU AN ANTI-SEMITIC?"

1

Hate Jews?
 Hold Jews responsible for killing Christ?
 Think Hitler was 'Right' (in part or in whole)?
 Deny the Holocaust occurred?
 Believe in 'The Elders of Zion?'
 Believe in the 'Jewish global media conspiracy?'
 Think Jews 'control the World?'
 Think Jews 'deserve it.'



2

Criticize Israel or support the Palestinians?



No

Yes

Have you been prescribed anti-psychotic medication?

No

Yes

Do you believe the government puts chemicals in airplane contrails, that there are alien abductions, that the USA and/or Israel are behind the 9-11 attacks, that Elvis is alive or that the Apollo moon landing was filmed on a Hollywood sound stage?

No

Yes



Have you taken it recently?

Yes

No



Have you genuinely studied objective and credible accounts of the situation in the Middle East?

No

Yes

Don't you think you SHOULD?!

No

Yes

So... WILL YOU?!

Yes

No

So, you realize that the conflict is complex, with right and wrong on both sides?

No

Yes

Are you equally outspoken on other global conflicts about which you understand so very little?

No

Yes



You're an anti-semite!



You're not an anti-semite!

abgedruckt mit freundlicher Genehmigung des Machers und Copyright-Inhabers des Quiz, Aaron Landis, herzlichen Dank!

ANTI-SEMITIC?

hosted by:



you...

3

State publicly or agree privately that Zionism is equivalent to...



Nazism?

Genocide?

Apartheid?

Yes

Yes

Yes

4

Subscribe to the "Khazar theory" that Ashkenazi Jews have no relationship to the ancient Jewish nation in modern day Israel/Palestine?



No

Yes

Did you know that...

Nazism was a racist political ideology complemented by an organized extermination of 11 million Jews, Gypsies Homosexuals and other "undesirables?"

In Israel gays, women & minorities enjoy amongst the highest levels of equality and acceptance in the World?

Arab (Palestinian) citizens of Israel enjoy precisely the same rights as Jewish, Christian, Bahai and Druze Citizens, hold public office, and work/study/travel/vote alongside other Israeli citizens without restriction or separation?

Yes

No

No

Yes

No

Yes

Do you understand just how false and deeply offensive this charge is?

The Palestinian population has increased 8-fold since Israel's birth in 1948? *Palestinian Central Bureau of Statistics

Yes

No

No

Yes

Are you stupid?

Yes

No

Are you SURE?

No

Yes

Knowing this, do you think it's possible that these comparisons are hyperbolic political propaganda with little or no objective basis?

No

Yes

I'm with STUPID

Do you deny the existence of a distinct culture/language/history/religion of the Jews as a Nation?

No

Yes

Did you know that 21st century genetic research methods have resolutely proven the close link in Ashkenazi Y haplotypes to other peoples of the Levant, and debunked the "Khazar Theory?"

No

Yes

Now that you know, do you still believe in this theory?

No

Yes

Do you have a Phd in Genetics?

No

Yes



emite.

You're not an anti-semite, you're just an idiot.



Islamischer Staat: Ein unlösbares Problem?

Wieviel Islam steckt im Islamischen Staat?

Von Thomas Weidauer

Das Böse hat viele Namen und ist mit seinen Scheußlichkeiten überall. Al-Nusra-Front, ISI, ISIS, ISIL, IS, Daesh – was heute als »Islamischer Staat« (IS) firmiert hat im Al-Kaida-Umfeld im Irak seinen Ursprung. IS gewann im syrischen Bürgerkrieg an Bedeutung und beherrscht heute Teile Syriens und des zerfallenden Zweistromlandes. Wo IS ist, ist religiös begründete Barbarei, wo er nicht ist, sorgen seine Taten und Sympathisanten für Besorgnis.

Wo das siebte Jahrhundert des Propheten Mohammed wiederauferstehen soll, sind Entwicklungshelfer aus dem 21. Jahrhundert so wenig ihres Lebens sicher wie Journalisten aus westlichen Staaten, die allenfalls als Geiseln einen gewissen Wert haben. Verschleppung und Mord, Vergewaltigung und Sklaverei gehören zum Ende Juni ausgerufenen »Kalifat« wie die Zerstörung von Kulturschätzen, so sich für die kein Käufer findet.

Faszinierend finden gleichwohl zahlreiche in westlichen Demokratien Aufgewachsene den »Heiligen Krieg«, den der finanziell bestens ausgestattete IS nach innen wie außen führt. Tausende Europäer, darunter zahlreiche Deutsche, sind als Jihadisten im IS unterwegs, schätzen Nachrichtendienste, willkommen als billiges Kanonenfutter. »Viele von ihnen brennen darauf, so schnell wie möglich eingesetzt zu werden, um zu sterben«, schrieb die Süddeutsche Zeitung.

Nach Angaben der Regierung in Berlin verübten deutsche IS-Jihadisten im Irak als *Suicide Bombs* Anschläge mit Dutzenden Ermordeten; österreichische und deutsche Medien spekulieren immer wieder, was aus zwei vermissten 15 beziehungsweise 16 Jahre alten Mädchen wurde, die im April von Wien aus über die Türkei mit hoher Wahrscheinlichkeit nach Syrien gezogen waren, um »für den Islam zu kämpfen«, wie sie in Abschiedsbriefen mitteilten.

Und kehren sie zurück, stellen die Heiligen Krieger (oder -innen) in Reserve erst recht ein Rätsel dar für Behörden – der deutsche Verfassungsschutz stellte sein Aussteigerprogramm »Hatif« mangelder Nachfrage wegen kürzlich ein – und womöglich ein Sicherheitsrisiko. Sind sie Desillusionierte, die vielleicht Hilfe brauchen, oder schon tickende Zeitbomben, die Sympathisanten im salafistischen Milieu zu terroristischen Taten bewegen könnten?

Australische Sicherheitskräfte vereitelten Mitte September Pläne von IS-Anhängern, wahllos Passanten vor laufenden Kameras abzuschlachten, ein französischer »Syrien-Heimkehrer« verübte im Mai den für vier Menschen tödlichen Anschlag auf das Jüdische Museum in Brüssel, in Frankfurt steht mit Kreshnik B. ein junger deutscher IS-»Veteran« vor Gericht, dem die Mitgliedschaft in einer ausländischen terroristischen Vereinigung vorgeworfen wird.

Während westliche Politiker sich mühen, dem IS und anderen Islamisten und

Salafisten immer wieder zu bescheinigen, sie hätten nichts mit dem Islam zu tun, dessen Anhänger seien mehrheitlich friedlich, sehen letztere sich dennoch regelmäßig Fragen nach ihrem Verhältnis zu den Terroristen ausgesetzt. Denn in der Tat berufen IS-Terroristen sich auf den gleichen Propheten wie sie, zitieren das gleiche Buch wie sie.

Daher ist es zu einfach, zu erklären, der IS habe mit dem Islam nichts zu tun. Der Nahost- und Islamismusexperte Daniel Pipes nennt solche Erklärungen treffend einen Ausdruck von »Dummheit«. Andererseits aber seien solche Formulierungen immerhin noch besser als die von der amerikanischen NGO *Council on American-Islamic Relations (CAIR)* ernsthaft vorgebrachte Behauptung, IS sei »anti-islamisch«.

Zugleich ist es Unsinn, eine Kollektivverantwortung anzunehmen. Die Erklärung, IS sei »anti-islamisch«, stellt ja eine Art Distanzierung von Muslimen vom IS dar – wenn auch eine missglückte. Zudem handelt es sich gerade bei CAIR um eine Organisation, der enge Kontakte zur Hamas nachgesagt werden, die ihrerseits zwar ebenfalls nichts mit IS zu tun haben will, an deren islamistisch-terroristischer Ausrichtung aber höchstens unverbessliche »Israel-Kritiker« zweifeln dürften.

Wenig überzeugend klingt es auch, nennt Sheikh Ahmed al-Tayyeb von der Al-Azhar-Universität in Kairo Anfang September IS eine »kriminelle zionistische Verschwörung mit dem Ziel, das Ansehen des Islam zu schädigen« nennt. Dann erklärt der in Katar beheimatete Islamist Yusuf al-Qaradawi, Oberhaupt der Muslimbruderschaft oder Ikhwan, die Ausrufung des IS-»Kalifats« sei »nichtig«. Der eine nutzt die Gelegenheit zu einem offen antisemitischen Angriff, der andere hat bereits früher bekannt, nichts gegen Suicide Attacks zu haben, so sie Juden gelten.

Doch gibt es überhaupt keine glaubwürdige Auseinandersetzung von Muslimen mit dem Phänomen IS, wie exemplarisch ein Kommentar nahelegt, den Thomas Kramar in der Wiener Tageszeitung *Die Presse* publizierte? »Wirklich interessant sind jetzt nicht die verbalen Reaktionen von westlichen Politikern, seien sie christlich, jüdisch, agnostisch oder atheistisch. Interessant sind Reaktionen von Vertretern des Islam. Besser gesagt: Sie wären interessant.«

Wer kann – oder muss – stimmt mit den Füßen ab. Nachdem IS-Terroristen mehrere Orte im syrischen Grenzgebiet zur Türkei erobert hatte, berichtete am 20. September der stellvertretende türkische Ministerpräsident Numan Kurtulmus, innerhalb eines Tages seien 45.000 Menschen in sein Land geflüchtet, Kurden, überwiegend Anhänger des Islam. Vor die Wahl gestellt, zum IS-Islam zu konvertieren oder ermordet zu werden, haben bereits 200.000 Christen den Irak verlassen.

Fünfzigtausend Jesiden flüchteten vor dem IS in den kurdischen Norden des Irak; dem Krieg in Syrien entkamen, meldeten die Vereinten Nationen Anfang

September, drei Millionen Menschen ins benachbarte Ausland. Gewiss flüchteten sie nicht alle vor dem IS, doch er ist als Kriegspartei ohne Frage auch ein gewichtiger Fluchtgrund – Begeisterung vermag der IS, wenn überhaupt, offenbar nur unter Menschen zu wecken, die ihn nicht aus eigenem Erleben kennen.

In London verteilten Salafisten im August Flugblätter, die für den IS warben und dazu aufforderten, in den Heiligen Krieg nach Syrien oder den Irak zu ziehen, in der norwegischen Hauptstadt Oslo und

Wirken aber ist weder regional begrenzt noch auf Muslime beschränkt. Er ist keine »interne« Angelegenheit. Eine ebenso »interne« Lösung, wie sie manchen Aktivisten vorschwebt, scheint keine erfolgversprechende Option. Die IS-Barbarei ist durchaus ein Angriff auf die zivilisierte Welt, so pathetisch das auch klingen mag.

Die Vereinten Nationen haben in ihrer Gründungscharta universelle Menschenrechte postuliert. Sie könnten und sollten der Minimalkonsens sein für ein internationales Bündnis gegen den IS, das



IS-»Kritik« in der amtlichen Tageszeitung der Palästinensischen Autonomiebehörde (PA) in Ramallah (*Al-Hayat Al-Jadida*, 10. September 2014)

in den Niederlanden demonstrierten Islamisten für den IS und skandierten jüdenfeindliche Parolen. Zugleich allerdings fand, wiederum in Oslo, am 25. August eine von Muslimen organisierte und mit mehreren Tausend Teilnehmern nicht gerade kleine Demonstration gegen den IS statt.

Bemühungen der Regierung in Washington, IS im Irak mit militärischer Gewalt Einhalt zu gebieten, unterstützen arabische und islamische Staaten unterdessen bestenfalls halbherzig. Zwar hätten, schreibt Khaled Abu Tomah, deren Führungen zugesagt, eine internationale Koalition gegen den IS »in vielen Aspekten« zu unterstützen, doch fürchten sie, ihre Bevölkerungen könnten sich gegen sie erheben, kämpften sie gemeinsam mit Nicht-Muslimen in einem Krieg, der viele Muslime das Leben kosten würde.

Weder seien sie bereit, Bodentruppen für einen Einsatz gegen IS-Terroristen bereitzustellen, noch wollten sie von ihrem Territorium aus amerikanische, britische oder französische Luftangriffe gegen die Islamisten zulassen. So sorgen antiwestliche Ressentiments dafür, dass es bei wohlklingenden Lippenbekenntnissen bleibt und dort, wo ein Eingreifen nötig wäre, der IS seine Schreckensherrschaft festigen und auf weitere Gebiete und deren Bewohner ausweiten kann.

Tatsächlich sind die ersten und zahlreichsten Opfer des IS Muslime, sein

möglichst breit sein sollte, ohne freilich fragwürdige Partner aufzunehmen und faule Kompromisse einzugehen. Erklärt der amerikanische Außenminister John Kerry, auch die Islamische Republik Iran habe ihre Rolle im Kampf gegen den IS, muss das allerdings eher nachdenklich stimmen.

Gewiss hat selbst das iranische Regime Gründe, IS abzulehnen. Kleidet Ayatollah Ahmad Jannati sie in einer Rede auf dem Campus der Universität in Teheran aber in die Frage, »haben nicht die USA, Israel und Saudi-Arabien, das ein Handlanger der USA und Israels ist, ISIS gegründet«, und erklärt der stellvertretende iranische Außenminister Abbas Araghchi, die Zerstörung des IS erfordere die »Befreiung Palästinas von Israel«, muss ein demokratischer Politiker einfach dankend ablehnen.

So muss ein Fazit derzeit wohl pessimistisch ausfallen: Zwar ist IS in weiten Teilen der muslimischen Welt sicherlich so wenig beliebt wie unter Nicht-Muslimen. Solange aber auf der einen Seite gleichzeitig erklärt wird, IS habe nichts mit dem Islam zu tun, sei jedoch ein »internes« Problem, während auf der anderen ernsthaft Allianzen mit Partnern erwogen werden, die zweifelhaft zu nennen eine Untertreibung ist, heißt der Gewinner IS. Falls er sich nicht gerade wieder umbenannt hat.

Eine Muslima über Israel, Antisemitismus und Fanatismus im heutigen Islam

Ein Interview mit Sinem Tezyapar, Produktionsleiterin im türkischen Fernsehsender A9 TV und politische wie religiöse Kommentatorin

JR: Frau Tezyapar, wie würden Sie sich für ein deutsches Publikum beschreiben und wie war ihr Weg, der Sie zu einer bekannten Person in der Türkei machte?

ST: In erster Linie bin ich eine religiöse Muslima. Ich liebe Gott und bin aus freiem Willen, wie mein Glaube und mein Gewissen es verlangen, bestrebt, am Aufbau einer friedlichen Welt und an einem Geist der Brüderlichkeit unter den Menschen mitzuarbeiten. Deshalb werden meine Anstrengungen, mittels Artikeln in der internationalen Presse, Fernsehauftritten, Treffen und Konferenzen, einmal damit belohnt werden, dass Bildung, Information und eine Kultur der Liebe, der Schönheit und der Freundschaft die Oberhand gewinnen werden.

Ich werbe zum Beispiel für UN-Resolutionen, die eine Kultur des Friedens fördern. In dieser Hinsicht arbeite ich u.a. mit interparlamentarischen und NGOs zusammen, um eine Organisation zu gründen: das Ständige Forum der Vereinten Nationen für eine Kultur des Friedens (United Nations Permanent Forum for a Culture of Peace). Ich glaube, dass Terrorismus, Radikalismus, Hass und Konflikte nur beendet werden können durch einen intellektuellen oder geistigen Kampf. Deshalb möchte ich die Menschen mit einem aufgeklärten Geist des Islams bekanntmachen, der vollkommen abgegrenzt ist von Fanatismus und religiösem Eifer.

JR: Wann fingen Sie an sich mit Israel und dem Zionismus zu beschäftigen?

ST: Meinen ersten jüdischen Bekannten lernte ich vor fast 10 Jahren kennen, einen orthodoxen Juden aus Jerusalem. Über eine umfangreiche Korrespondenz mit ihm und den intensiven Austausch über Fragen und Antworten von Rabbinern sowie anderen versierten gläubigen Juden, habe ich mein Studium der Bibel, des Korans und meiner eigenen Traditionen intensiviert in dem Wunsch, die gemeinsamen Prinzipien des Glaubens zusammenzubringen. Abgesehen von den

verbreiteten falschen Auffassungen gibt so viel Gemeinsames in den drei abrahamitischen Religionen.

Ich habe gesehen, dass es in Bezug auf Israel ein beiderseitiges Missverständnis gibt. Einerseits denken unsere muslimischen Brüder tendenziell, dass das israelische Volk sich mit dem Islam im Krieg befindet und deshalb machen sie den Fehler, sie als den Erzfeind anzusehen. Andererseits haben die jüdischen Brüder aufgrund der Sackgassen [im Friedensprozess] und der kursierenden hasserfüllten Reden zu glauben begonnen, dass die unfreundliche muslimische Haltung ihnen gegenüber nicht verändert werden kann. Sie meinen das, weil es auf muslimischer Seite kaum Personen gibt, die sie als gleichwertig ansehen und das Existenzrecht Israels anerkennen. Demnach ist die größte Hemmnis für Frieden im Nahen Osten die Abwesenheit von Liebe, obwohl die Kinder des Propheten Jakob (Israel) auf der einen Seite und die Nachkommen des Propheten Ishmael auf der anderen, Brüder sind. Aus dieser Perspektive ist das Problem keines um Land, sondern eines um den Mangel an Liebe und Brüderlichkeit.

In Bezug auf den Zionismus ist es wiederum wichtig, dass die Muslime auf das Wissen zurückgreifen, das ihnen Gott im Koran darüber gegeben hat. In einem Koranvers sagt G'tt:

Und nach seinem Ableben sprachen Wir zu den Kindern Israels: »Bewohnt das Land. Wenn dann das Versprechen des Jenseits eintrifft/wenn die Zeit der zweiten Verheißung kommt, bringen Wir euch als gebündelte Schar herbei.« (Sure 17:104)

Wenn wir in den Koran schauen sehen wir, dass Juden in der Region präsent sein werden bis zum Tag des Jüngsten Gerichtes und dass sie versammelt werden am Ende der Zeit, wie es in der Tora versprochen ist (Deuteronomium/Dwarim 30).

Mehr noch: nach dem Koran möchte G'tt, dass das jüdische Volk im Heiligen Land lebt:

»Und als Mose zu seinem Volk sagte: »Mein Volk, gedenket der Gnade Gottes zu euch, als Er in eurer Mitte Propheten einsetzte und euch zu Königen machte und euch zukommen ließ, was Er niemandem von den Weltenbewohnern hat zukommen lassen. O mein Volk, tretet in das heilige Land ein, das Gott euch bestimmt hat. Und kehrt nicht den Rücken, sonst würdet ihr als Verlierer umkehren.« (Sure 5: 20-21)

JR: Sind Sie eine pro-israelische Muslima?

ST: Ich sehe mich auf keiner der beiden politischen Seiten: für oder gegen irgendein Land. Wenn Sie mit pro-israelisch meinen, Israel als souveränen jüdischen Staat anzuerkennen und die Rechte des jüdischen Volkes, das einfach in Ruhe und Sicherheit in Israel leben möchte, neben den Muslimen, das Gottesdienst halten möchte in den Ländern ihrer Vorfäter und sich in der Wirtschaft, der Wissenschaft und der Kunst engagieren möchte, ist dies aus einer islamischen Perspektive absolut akzeptabel. Unnötig zu erwähnen, dass dies nicht bedeutet jedes Vorgehen der israelischen Politik zu akzeptieren.

Dennoch sehe ich in manchen muslimischen Zirkeln eine vorurteilsbeladene Feindschaft gegenüber Israelis, obwohl Gott sagt: »[...] Und der Haß gegen bestimmte Leute soll euch nicht dazu verleiten, nicht gerecht zu sein. Seid gerecht, das entspricht eher der Gottesfurcht. Und fürchtet Gott. Gott hat Kenntnis von dem, was ihr tut.« (Sure 5:8).

JR: Einige Menschen, sowohl von einem islamistischen Standpunkt als auch manche aus einer pro-israelischen Sicht heraus glauben, dass der Islam selbst alles andere als pro-jüdisch ist. Was ist Ihre Meinung in Bezug auf die Geschichte des Islam und seiner Beziehung zu Juden, der Erinnerung an die Shoah und zu Israel?

ST: Es ist zweifelsohne richtig, dass der Juden Hass in der muslimischen Welt weit verbreitet ist. Die antijüdischen Slogans, die in vielen muslimischen Kreisen geäußert werden, erwecken den Eindruck, dass der Islam in der einen oder anderen Weise gegen Juden allgemein gerichtet sei. Viele Muslime sind sogar der Überzeugung, Judenfeindschaft sei ein Ausdruck von Frömmigkeit. Allerdings ist die Hasspropaganda stark ideologisiert und beruht zum einen auf einer verfälschten Interpretation des Islam und stellt zum anderen einen Missbrauch für eine politische Agenda dar. Darum bin ich der festen Überzeugung, dass, wenn man die Botschaft des Islams von aller Korruption befreit, von allem religiösen Eifer, von allen überkommenen falschen Interpretationen und von der Vernutzung als politische Propaganda, auch dieser Antagonismus ein Ende finden wird. Menschen, die von der Behauptung hören, der Islam predige Hass gegen Juden, sollten wissen, dass es viele Seiten und Verse gibt, die die Tora,

den Propheten Moses und seine Nachfolger preisen. Die Juden sind die Nachkommen der Propheten Isaak, Jacob und Josef, David und Salomon; jeder Versuch diese Abstammungslinie der Propheten zu zerstören, würde einem teuflischen Werk gleichkommen und es ist unvorstellbar für einen Muslim einen solchen Versuch schweigend hinzunehmen.

Als Muslime haben wir, glaube ich, eine spezielle Verantwortung den ideologischen Kampf gegen den Antisemitismus zu führen und darum müssen wir dem Antisemitismus, der die muslimische Welt infiziert hat, entgegentreten. Eine Möglichkeit dies zu tun ist es, diejenigen herauszufordern und zu verurteilen, die pseudowissenschaftlichen Vorstellungen eines bestimmten Rassismus anhängen, und wir dürfen keinem pseudohistorischen Unsinn wie dem der Holocaustleugnung erliegen. Sobald Antisemitismus aufkommt, müssen wir ihm mit aller Entschiedenheit entgegen treten. Es ist notwendig dies unseren muslimischen Brüdern und Schwestern beizubringen.

Deshalb ermuntere ich sie immer z.B. die Homepage www.holocaustviolence.com zu lesen, um über den Antisemitismus Bescheid zu wissen, der seinen tödlichsten Ausdruck im Holocaust gefunden hat, als sechs Millionen jüdische Männer, Frauen und Kinder vernichtet wurden.

JR: Was möchten Sie den gläubigen (türkischen) Muslimen in Deutschland mitteilen, die manchmal noch frommer und antisemitischer eingestellt sind als ihre türkischen Landsmänner und -frauen in der Türkei?

ST: Zuallererst möchte ich ihnen gegenüber feststellen, dass die Worte, die ein Imam dort vor nicht langer Zeit gesagt hat, »Möge Allah alle Juden zerstören« absolut inkompatibel sind mit dem Islam. Wir haben gesehen wie anti-israelische Proteste in Deutschland sich massenhaft in hasserfüllte Taten und Reden gegen Juden verwandelt haben. Unsere muslimische Brüder und Schwestern müssen auch erkennen, dass ein solches schlechtes Verhalten Konsequenzen für sie selbst haben kann. Die Feindschaft gegenüber jemandem zu pflegen ausschließlich weil er Jude ist, ist absolut unvereinbar mit dem Koran. Es ist eine Sünde. Feindschaft gegenüber einer unschuldigen Person ist in den Augen des Islams ungesetzlich.

Aus einer islamischen Perspektive gibt es keinerlei Hindernis in Harmonie Seite an Seite zu leben, und der Islam erlaubt warme menschliche Beziehungen und friedliches Zusammenleben zwischen Juden, Christen und Muslimen.



Sinem Tezyapar (vorne ganz links) auf der von ihr mit organisierten Internationalen Konferenz »Kultur des Friedens«, Istanbul, 9. Mai 2013; Teilnehmer waren unter anderem Knesset-Mitgliedern, darunter Rabbiner und türkische Parlamentarier.

Aus dem Englischen übersetzt von Susanne Wein

Jüdisch-Sein vom Irak über Japan bis Kalifornien

Über arabischen und linken Antisemitismus und eine andere jüdische Geschichte

Von Rachel Wahba

Ich bin eine irakisch-ägyptische Jüdin, geboren in Indien und aufgewachsen in Japan, wo ich mit meiner Familie zwanzig Jahre lebte und wartete bis wir in die USA einwandern durften. Meine Mutter war sehr geschockt von FARHUD, einem antijüdischen Pogrom, das die Juden in Bagdad an Shavuot 1941 erleiden mussten nach dem Sturz der Pro-Nazi Regierung von Rashid Ali.

Meine beiden Eltern stammten von alten jüdischen Gemeinden aus Babylon, Irak und Ägypten. Mein Vater konnte Ägypten 1939 verlassen, weil sein älterer Bruder ihn einlud, ihn bei seinen Geschäften in Japan zu unterstützen. Mein Vater, der sehr fest mit seiner Familie und dem Land verbunden war, sagte, er »sah die Zeichen an der Wand«, als ihm bewusst wurde wie populär Hitlers »Mein Kampf« in Kairoer Buchläden war. Er sagte später zu mir: »das Ägyptische Judentum gibt es nicht mehr.«

Ich wuchs staatenlos in Japan in katholischen und protestantischen Missionarschulen auf. Die katholischen Schulen bemühten sich, ihre Kinder zu konvertieren und auf diese Weise lernte ich Antisemitismus aus erster Hand kennen. Mir wurde gesagt, Hitler habe größere Chancen in den Himmel zu kommen als ich. Denn schließlich sei er »katholisch getauft«, während ich als Jude Gott niemals sehen würde oder in den Himmel kommen würde. Dies war die Antwort auf eine Buchbesprechung zum Thema »Drittes Reich«, die ich in der siebten

gründet wurde, um für Israel zu werben, indem den Leuten nahegebracht werden soll, was mit Juden im Nahen und Mittleren Osten und in Nordafrika passiert. JIMENA möchte informieren, dass sich die Hälfte der Bevölkerung Israels aus Juden zusammensetzt, die in den letzten 60 Jahren ohne einen Penny aus ihrer Jahrhundert alten Heimat rausgeschmissen wurden und die sich in Israel unter sehr schwierigen Bedingungen integriert haben.

JIMENA Jews Indigenous to Middle East and North Africa/Indigene Juden aus dem Nahen Osten und Nordafrika – wurde 2001 gegründet und hat ihren Sitz in San Francisco. Die Idee zur Organisation hatte Gina Waldman, eine Jüdin, die mit knapper Not aus Libyen entkommen konnte.

Ich selbst habe mich in gewisser Weise immer mit den vertriebenen Juden aus muslimischen (arabischen) Ländern »beschäftigt«, weil ich staatenlos aufgewachsen bin. Als ich noch sehr klein war, wusste ich bereits, dass wir kein Land hatten, mein »Land« waren meine Eltern und meine »Nationalität« war einfach jüdisch. Ich wuchs in einem Wartestatus auf die Einwanderung in die USA auf.

Meine Mutter war zu sehr traumatisiert, um sich vorstellen zu können Alija nach Israel zu machen und wir waren ja bereits in Japan, als die Juden aus Irak und Ägypten vertrieben wurden. Die meisten unserer Verwandten lebten in Ma'abarot in Israel und wir schickten ihnen Kleider



Rachel Wahba im ägyptischen Pass ihres Vaters

erstaunt, dass ich zu hören bekam, ich könnte gar nicht gleichzeitig jüdisch und arabisch sein: »Oh, du bist nicht jüdisch, du bist arabisch!«

Deshalb war mein sehnlichster Wunsch amerikanisch und aschkenasisch zu sein, das ging so ungefähr meine ersten 10 Jahre lang in Amerika. Ich war sehr damit beschäftigt zu lernen, wie ich in das Bild meiner Wunsch-Aschkenasi passen könnte. Ich wurde oft missverstanden und man dachte ich sei in Kalifornien nur vorbeigekommen und eigentlich eine New Yorker Jüdin, weil ich einen leichten Brooklyn-Akzent sprach, meine beste amerikanisch Freundin war von Brooklyn.

Juden waren immer Bürger zweiter Klasse im Islam und der Islam ist nicht tolerant. Es gibt eine lange Geschichte des Antisemitismus in den Ländern die man heute »arabisch« nennt. Juden waren vor dem Islam in Babylonien und Ägypten und in der ganzen Region. Jetzt sind diese Länder »judenfrei«, etwas, das nicht einmal Hitler geschafft hat.

In der Tat hat der Großmufti von Palästina erwartet, dass die Nazis den Nahen Osten und alle islamischen Ländern »säubern« und hat zu Hitler gesagt, dass er seinen Job nicht schnell genug machen würde.

Arabische Intellektuelle haben Arafat unterstützt und die Lüge verbreitet, dass Zionismus Rassismus sei. Ich hatte genug Judenhass von den Lehrern in meiner katholischen Schule erlebt um zu erkennen, wie der giftige Einfluss den arabische Intellektuelle haben, weitergeht.

Ein positives Beispiel ist dagegen eine aufstrebende Gruppe von Black Americans auf dem Uni-Campus, die afro-amerikanischen Studierenden über Israel erzählen. Sie betonen, Israel ist ein multikulturelles Land und keine Bastion einer »weißen« Vorherrschaft, wie viele sich das einbilden. Dumisani Washington ist ein sehr angesagter Schwarzer, der gerade das Buch schrieb: »Zionism and the Black Church« (Zionismus und die Kirche der Schwarzen). Seine Agenda ist alles andere als messianisch, sondern beinhaltet eine tiefe Liebe und Respekt für das Land Is-

rael. Es ist diese Art von Unterstützung, die mich vorwärts treibt. Ich kann nicht mehr hören, was die Alice Walkers und die Judith Butlers sagen. Stattdessen höre ich Aayan Hirsi Ali zu und Leuten, die die Gefahr des Islam verstehen, die wissen, was den Juden in arabischen Ländern widerfahren ist und weshalb die meisten von ihnen heute in Israel leben.

Es ist heutzutage sehr schwer für junge Zionisten sich sicher zu fühlen oder Gehör zu finden an den Unis und Colleges von Amerika. Meine Enkelin hat diese Herausforderung bald vor sich und sie ist bereit, sie anzunehmen.

Es macht mir das Herz schwer zu sehen, wenn LGBT (Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender; Bewegung für Freiheit der sexuellen Orientierung und Identität) und feministische Intellektuelle Hamas unterstützen und denken, Zionismus sei ein schmutziges Wort in der Art wie Juden offen vor nicht langer Zeit aus Europa ausgespuckt wurden und aus dem Islam bis heute. So viele in »meiner« Community sind zu sehr mit Kundgebungen gegen Israel beschäftigt, und damit zu schreien, dass Israel einen Genozid betreiben würde, dass sie keine Zeit mehr haben, sich um muslimische Mädchen, Frauen und Homosexuelle zu kümmern, die genitalverstümmelt, ermordet und gefoltert werden unter islamischem Recht.

Es ist tragikomisch, dass heute progressiv meint, Organisationen zu unterstützen wie »J Street«, »Eine Jüdische Stimme für Frieden« und Hamas. Meine Mission ist es das Narrativ zu ändern, denn es gibt nichts Fortschrittliches daran, antizionistisch zu sein, es ist nicht progressiv, die islamische Ideologie zu unterstützen, es ist in keinsten Weise fortschrittlich Demonstrationen gegen das einzige Land im ganzen Nahen und Mittleren Osten und in Nordafrika zu veranstalten, in dem Frauen Feministinnen sein können und wo Schwule und Lesben nicht gefoltert und ermordet werden.

Aus dem Englischen von Susanne Wein.

www.rachelwahba.com



Rachel Wahba auf der Kobe port city float parade, Kobe, Japan, 1958

Klasse geschrieben hatte. Ich dachte das Thema könnte gegen den Antisemitismus in der Schule Abhilfe schaffen, nachdem mir seit dem Kindergarten erzählt wurde, ich hätte Jesus umgebracht. Aber anstatt das Gewissen aller mit meinem mündlichen Bericht wachzurütteln, wurde mir vor der ganzen Klasse von Mutter Roberts gesagt, dass die Juden immer wieder einen Holocaust erleben würden bis sie Jesus als ihren Herrn und Erlöser anerkennen würden.

In den letzten 35 Jahren habe ich als Psychotherapeutin in San Francisco gearbeitet und unter anderem sitze ich im Beirat von JIMENA das vor 13 Jahren ge-

und so viel Geld, wie wir entbehren konnten. Ich wuchs in einer internationalen Gemeinschaft auf und unsere winzige Gemeinde, 50 Familien wenn's hoch kommt, waren zumeist Juden aus arabischen Ländern und ein paar Holocaustüberlebende aus Deutschland und Polen.

Als ich in den USA in Los Angeles aufs College ging, war ich erstaunt zu hören, dass die Juden hier fast immer als »jüdisch« bezeichnet wurden anstatt einfach als »Juden«, und in der Tat wurde das Wort »Jude« selten laut ausgesprochen, es wirkte negativ, ähnlich dem Wort »gaigin« wie man in Japan »Fremde« nannte. Noch mehr war ich darüber

Über den Fotografen Izzet Keribar

Von Heike Linde-Lembke

Istanbul

Einer wie Izzet Keribar braucht keine Adresse. Seine Aushängeschilder sind seine Fotografien, und die sind in berühmten Magazinen abgebildet. Weltweit. Grandiose Landschaftsaufnahmen, sensible Porträts, Fotografien, die von Menschen erzählen, von ihrem Leben, von der Natur. Izzet Keribar ist ein berühmter Fotograf, ein Kosmopolit.

Er lebt in einer der brodelndsten Metropolen der Welt, in Istanbul, fast direkt am Bosphorus. Im Fotografen-Viertel oberhalb der Galata-Brücke. Doch dort im Fotografen-Viertel kennen nur ganz wenige den großen Kollegen. Den, der seine Profession nicht wie die meisten im Viertel von der Pike auf gelernt hat. Sondern ein Quereinsteiger ist, einer, dessen ständige Begleiterin eine Leica ist, der aber nie Geselle war, nie seinen Meister machte.

Er hat sein Atelier mit Büro im fünften Stock eines alten Hauses, dessen Treppenhaus und Flure schon lange keine Farbe mehr gesehen haben. Elektro- und andere Drähte hängen frei an den Wänden herunter. Die verschnörkelte Gitterkabine des Fahrstuhls ächzt gefährlich, schnurrt dann aber doch tapfer in den fünften Stock.

Izzet Keribar hat kein stylisches Atelier nötig. Das Inventar seines Domizils scheint wie aus der Zeit gefallen. Nahezu unhörbar arbeiten seine Assistenten an den neusten PCs, die wie Raumschiff-Cockpits in dem 20er-Jahre-Interieur wirken.

Derweil hält der berühmte Fotograf Hof, erzählt der Journalistin aus Hamburg aus seinem Leben, ein langes Leben, das Leben eines Mannes, der vielfach davon gekommen ist, Vermögen erarbeitet, verloren und wieder gewonnen hat.

Izzet Keribar gehört zur jüdischen Gemeinschaft in Istanbul, und die wurde immer geschützt vor jedwedem Nazi-Übergriffen. Trotzdem war seine Kindheit am Bosphorus wie die aller jüdischen Kinder in Europa vom Hitlerschen Rassenwahn beeinflusst.

Von Yves Levy zu Izzet Keribar

Damals hieß Izzet gar nicht Izzet. Sondern Yves. Und seine Familie hieß nicht Keribar. Sondern Levy. Das war 1936 derart jüdisch, dass sich die Familie sicherheitshalber einen neuen Namen gab. 1936 – das war das Geburtsjahr des Izzet Keribar, der Yves Levy heißen sollte. Daraus wurde nichts. Die Familie erinnerte sich an seinen Urgroßvater, einen Bernsteinhändler. Bernstein heißt auf Türkisch – Keribar.

»Und so wurde ich, gerade geboren und das ausgerechnet auf Hitlers Geburtstag am 20. April, zu Izzet Keribar«, sagt der 78-Jährige.

Seine Mutter kam aus Alexandroupolis, das zur Türkei gehörte, sein Vater aus Haidarpasa, der asiatischen Seite des Bosphorus. Sieben Geschwister hatte er, eine wohlhabende und angesehene Familie. Die Eltern lernten sich in Istanbul kennen, zogen dort in ein vom Großvater geerbtes Haus direkt am Takzim-Platz, in der Nachbarschaft zum deutschen Generalkonsulat. »Ich erinnere mich an die

Hakenkreuz-Fahne auf dem deutschen Konsulat. Als sie einmal im Sturm zerriss, sagte meine Mutter: Siehst du, das ist das Ende von Deutschland.«

Antisemitismus? Einer seiner Brüder hat ein Mädchen aus einer jüdischen Gemeinde geheiratet. In ihrer Jugend ging sie auf eine italienische Schule. Plötzlich, 1942, sei ihr der Schulbesuch untersagt worden. Weil sie Jüdin war. Benito Mussolinis Arm reichte weit.

Seine Mutter legte während des Krieges stets warme Kleidung bereit für den Fall, dass die Deutschen einmarschieren würden und sie rasch fliehen müssten. Immerhin stand das deutsche Heer bereits in der Nachbarschaft, in Griechenland und auf dem Balkan. Zudem hortete die Mutter Lebensmittel. »Wahrscheinlich hätte die türkische Regierung den Deutschen eine Namensliste mit allen Juden gegeben«, vermutet Keribar.

Die Familie handelte mit Porzellan, Glas, Tafel- und Küchen-Interieur. »Sie waren gute, vielleicht damals sogar die besten Händler Istanbul«, sagt Izzet Keribar nicht ohne Stolz. Doch in seiner Stimme schwingt auch Wehmut nach einer vergangenen, einer unbedrohten Zeit mit.

Eine jüdische Familie in Istanbul

Während des Zweiten Weltkriegs zehrte Sondersteuer für Nicht-Muslime an der Existenz vieler Juden. Als Israel am 14. Mai 1948 gegründet wurde, wanderte die Hälfte der 80.000 jüdischen Istanbulers aus.



Izzet Keribar las als Kind alles, was ihm in die Finger geriet. Foto: Archiv Keribar

Nicht sein Vater. Er fühlte sich dem Land verpflichtet, das ihn als Juden geschützt hatte. Obwohl die Familie nicht religiös war. Die Sondersteuer war schon 1944 gestrichen worden, und mit dem Geschäft der Keribars ging es wieder bergauf.

»Wir haben erst nach dem Krieg von der Shoah erfahren«, sagt Keribar. Sein Vater habe sogar das deutsche Heer als beste Soldaten der Welt bewundert. Und er liebte die deutsche Sprache. Die Familie sprach Ladino, dieses Gemisch aus Spanisch, Jiddisch und Türkisch. Als Sohn Izzet 17 Jahre alt war, schickte ihn der Vater zum Studium der deutschen Sprache für zwei Jahre nach Wien.

Anschließend unterstützte Izzet Keribar den Vater im Geschäft, der inzwischen eine neue Marktlücke entdeckt hatte und Textilhändler und -Fabrikant war.

1956 ging er nach Ankara zur türkischen Armee. Die schickte ihn als Leut-

nant nach Korea. Mit ihm reiste seine Kamera, seine Leica, die ihm der Vater schon als Kind schenkte – der Schlüssel zur lebenslangen Leidenschaft Fotografie.

Aus Korea zurück, traf ihn eine andere Liebe. Er heiratete, bekam eine Tochter und einen Sohn und beteiligte sich wieder am väterlichen Textil-Geschäft, das er 1958 übernahm, weil sein Vater meinte, er habe genug getan. Doch Rentner zu sein war des Vaters Sache nicht, und er kehrte 1970 ins Geschäft zurück. Es boomte.



Er hat Hunderte von Menschen fotografiert. Doch ihm selbst fällt das Posen vor einer Kamera schwer: Izzet Keribar in seinem Atelier vor einem seiner Fotografien mit Frauen vor dem Serail in Istanbul. Foto: Heike Linde-Lembke

1977 kaufte die Familie mehrere Häuser, auch am Takzim-Platz.

Doch Izzet wurde Istanbul zu eng, 1980 ging er nach Amerika. Und vergaß seine Kamera. »Erst, als ich von den USA über Amsterdam zurück flog, kaufte ich mir wieder eine Leica, und als ich sie in meinen Händen hielt, fühlte ich mich wie neugeboren«, sagt der Fotograf. Er fuhr direkt nach Wetzlar ins Leica-Zentrum und kaufte ein.

Zurück in Istanbul, wurde er Mitglied im besten Fotoclub, erzielte mit seinen Fotografien immer bessere Ergebnisse. Und Preise. Er wurde zum besten Fotografen der Stadt gewählt und von der israelischen Tageszeitung Jerusalem-Post für seine Arbeiten über Israel ausgezeichnet.

Vom Textilgeschäft zur Fotografie

Ging es mit der Fotografie steil bergauf, so drohte dem Textil-Unternehmen 1997 während der Rezession das Aus. »Die Down-Kurve stoppte bei Null«, sagt Keribar. Verzweiflung? Nicht bei den Keribars. Er tauschte das Geschäftsschild »Textil« gegen »Fotografie« aus. »Jetzt verdiene ich mein Geld nur mit meinem Können und Wissen und nicht mit irgendwelchem Kapital, und das war eine ganz ganz wunderbare Erfahrung«, freut er sich noch heute über den geglückten Neuanfang.

Stufe für Stufe kletterte er die Leiter des Erfolgs hoch und verdiente teilweise sogar 1000 Dollar pro Tag.

Doch Izzet Keribar wollte mehr. Und: Geld war nicht mehr wichtig. »Ich bin der Meinung, dass wir unser Wissen und Können an die nächsten Generationen weitergeben müssen«, sagt der heutige Star-Fotograf, der keine Stars fotografiert. Aber einer ist. Neben seinen Foto-

grafie-Exkursionen durch die ganze Welt arbeitet Izzet Keribar als Dozent. Er zeigt dem Nachwuchs das richtige Sehen, das Komponieren von Farben, Hintergründen und Motiven bis zum kunstvollen Gesamtbild.

Als 2002 die Digital-Fotografie die Fotowelt überrollt, springt er sofort auf die Welle und arbeitet seitdem für Agenturen und Unternehmen, für Saatchi and Saatchi und Getty-Image. Gerade kommt sein neuestes Werk heraus, ein Fotografie-Ka-

lender mit Motiven aus Sri Lanka. Vorher hat er vier Jahre an seinem Fotobuch über Synagogen in aller Welt gearbeitet. Auch die Bima der 1427 erbauten Ahrida-Synagoge in Istanbul Stadtteil Balat durfte er aufnehmen. Sie ist aus Holz wie der Bug eines Handelsschiffs geformt, als Erinnerung an die geglückte Flucht sephardischer Juden vor der Inquisition. Darauf angesprochen, dass diese Bima von niemandem sonst fotografiert werden darf, lächelt der Fotograf hintergründig. Er hat eben doch so seine Kontakte zur jüdischen Gemeinschaft in Istanbul.

Neben der akribischen Arbeit an Fotobüchern geht er gern mit einem Helikopter in die Luft, inszeniert in Museen Raum-Installationen und fotografiert sie für eigene Ausstellungen, beispielsweise im Pariser Musée des Beaux-Arts.

Weitere Leidenschaften sind klassische Musik von Bach bis Strawinsky, Klavierspielen und das Sammeln von Wiener Porzellan des 18. Jahrhunderts und böhmischer Gläser, ein Relikt des ersten Handels seines Vaters in seiner Kindheit. Und so ein bisschen Kind ist er auch geblieben, der elegante Herr Keribar, als er plötzlich eine Plastik-Tröte aus der Tasche zieht und »Heidi von der Alm« spielt: »Musik geht immer durch meinen Kopf, das inspiriert mich auch beim Fotografieren.« Jetzt will er zur Schwarzweiß-Fotografie zurückkehren. Farbe sei ihm oft zu geschwätzig, sagt er und zeigt beeindruckende Schwarzweiß-Porträts von Menschen auf Kuba.

»Ich bin dankbar, dass ich so ein buntes Leben habe mit vielen Freunden, meiner Familie und meiner Ehefrau. Und das Beste im Leben ist, das weiter zu geben, was du weißt und kannst«, philosophiert Izzet Keribar und prostet der Besucherin aus Hamburg mit einem Espresso zu. ▀

Antisemitismus und jüdische Geschichte in Brasilien

Ein Gespräch mit der brasilianischen Historikerin Maria Luiza Tucci Carneiro

Jüdische Rundschau: Was hat Sie dazu bewogen, nach »Der Antisemitismus in der Ära Vargas« ein zweites Buch über das Thema zu schreiben?

Maria Luiza Tucci Carneiro: Erst im Jahr 1995 hat das brasilianische Außenministerium sein Archiv ganz geöffnet und ich fand die Dokumente, die das Buch »Der Antisemitismus in der Ära Vargas« ergänzen. Und damit habe ich die abgelehnten Visa-Anträge für jüdische Flüchtlinge gefunden, die nach meiner Zählung heute bei mehr als 16.000 liegen. 16.000 Leben, die hätten gerettet werden können. Um herauszufinden, was mit ihnen passiert ist, habe ich für mein neues Buch »Weltbürger« auch angefangen, Interviews mit den Überlebenden zu machen, die in Brasilien sind oder waren.

JR: Und Sie haben 10.000 Dokumente digitalisiert und das Online-Archiv ARQS-HOA geschaffen.

MLTC: Nachdem sie so lange verschlossen waren, wollte ich die Dokumente zur öffentlichen Abfrage zur Verfügung stellen. Ich habe dazu ein Team geformt, das mir hilft. Wir stellen die Interviews den Dokumenten gegenüber. Das was ich nicht über das Außenministerium bekomme, bekomme ich über die Überlebenden. Aber unsere Zeit ist gezählt, weil sie sehr alt sind, krank, Probleme haben, sich zu erinnern. Ich bin sehr besorgt und habe einen Aufruf an die jüdische Gemeinschaft São Paulos gestartet, dass dies Teil ihrer Geschichte ist. Mein aktueller Kampf ist, ein Notfallteam zu formen, um ihre Erinnerungen zu retten und über Bücher, Ausstellungen, Kataloge, Theaterstücke und andere Aktionen zu verbreiten. Das ist ein sehr dynamisches Projekt, das über Wissenschaft und Forschung hinausgeht. Es ist eine Vervielfachung von Informationen, welche die Geschichte des jüdischen Volkes sind und auch der jüdischen brasilianischen Gemeinschaft.

JR: Und auf der anderen Seite der Immigration und des Antisemitismus in Brasilien. Wie standen die anderen Immigranten zu den jüdischen Einwanderern?

MLTC: Es gab einen sehr latenten Antisemitismus unter den verschiedenen Einwanderer-Gruppen und auch unter der brasilianischen Elite und Mittelschicht. Wichtige Intellektuelle, Ärzte, Psychiater, unterstützten, dass Juden nicht nach Brasilien durften, weil sie wegen der Rasse und wegen ihres Charakters unerwünschte Immigranten waren.



Maria Luiza Tucci Carneiro und Martina Farmbauer, September 2014

JR: Das hat viel vom nationalsozialistischen Diskurs.

MLTC: Sehr viel. Sie benutzten die Ausdrücke »der Jude ist ein Semit. Der Schweizer, der Däne, der US-Amerikaner, er ist ein guter Arier«. Also die Terminologie, wer überlegen und wer unterlegen ist, haben die brasilianischen Behörden aufgenommen. Das zeigen die Dokumente des Außenministeriums.

JR: Das heißt, der Antisemitismus des Staates war systematisch?

MLTC: Es kursierten verschiedene geheime Rundschreiben, welche die Einreise von Juden regelten, um nicht zu sagen verboten. Wenn der Visum-Antrag abgelehnt wurde, dann konnten sie nicht nach Brasilien einreisen oder sie kamen mit falschen Dokumenten hinein, so entstand auch eine Situation der legalen Irregularität. Um sich zu retten, kam der jüdische Immigrant als Katholik ins Land, änderte den Namen, zahlte für ein »visto capitalista«, ein kapitalistisches Visum. Und weil er seine Papiere natürlich nicht anerkennen lassen konnte, konnte er auch nicht in seinem ursprünglichen Beruf arbeiten.

JR: Was machte er dann?

MLTC: Er lebte im »Bom Retiro« (zu jener Zeit das jüdische Viertel São Paulos, Anm. d. Red.) und »leihte sich einen Namen«, das heißt er agierte wie versteckt hinter einer anderen Person. Oder er arbeitete als fliegender Händler oder Ähnliches.

JR: Die brasilianische Regierung hat ja nicht geholfen, im Gegenteil. Hat denn die Bevölkerung geholfen?

MLTC: Nein. Es war die jüdische Gemeinschaft, welche die Ankömmlinge aufgenommen und ihnen Unterstützung gegeben hat. Heute sagen sie im Gespräch: »Ich bin in Brasilien angekommen und alles war wundervoll, es gab keinen Antisemitismus in der Bevölkerung.« Aber sie sind auch kaum aus der Gemeinschaft herausgegangen. Erst in den 1950er Jahren, als das Klima dafür vorhanden war, um die eigene Kultur aufblühen zu lassen und die ursprünglichen Berufe wieder auszuüben.

JR: Für das Buch »Weltbürger« haben Sie – außer neue Dokumente, zu denen sie Zugang bekommen haben, zu analysieren –, eben auch angefangen, Interviews mit Überlebenden zu machen, die in Brasilien sind oder waren.

MLTC: Es hat lange gedauert, bis ich dahin gekommen bin. Die Schwierigkeiten, mit einem solchen Thema zu arbeiten, sind groß. Aber mit seiner Verbreitung einen Teil des Gedächtnisses zu konstruieren, der schwach war. Ich sage, ich bin auch eine Überlebende, bezogen auf mich als Historikerin, weil ich nicht aufgegeben habe und ich werde auch nicht aufgeben. Das hat die Geschichte Brasiliens verändert. Heute existiert eine Geschichts-

schreibung nach »Der Antisemitismus in der Ära Vargas«.

JR: Sie haben die antisemitische Migrationspolitik Brasiliens aufgedeckt, sein doppeltes Spiel zwischen der Herzlichkeit nach außen und der Unmenschlichkeit nach innen demaskiert, das Bild von Brasilien als Paradies ...

MLTC: Tropisches Paradies ...

JR: Paradies für Flüchtlinge.

MLTC: Darauf bin ich nicht stolz. Das ist die Rolle der Historikerin oder des Historikers. Wenn sie eine Arbeit erstellen, dann muss etwas Neues dabei herauskommen. Denn was bringt die Arbeit sonst? Das gebe ich an meine Schüler weiter, indem ich beispielsweise sage: »Sie reisen nach Deutschland, kommen zurück und die Arbeit liegt in einer Schublade. Wofür haben sie all das gesehen?« Nicht im Sinne, die Welt zu verändern. Aber etwas das Verständnis für die Welt zu verbessern, in der wir leben.

JR: Sie klagen seit vielen Jahren den Rassismus in Brasilien an.

MLTC: Im brasilianischen Fußball ist in verschiedenen Momenten gewaltsamer Rassismus gegen Schwarze zu Tage getreten, die als Affen bezeichnet und mit Bananen beworfen wurden. Brasilien ist keine Rassendemokratie. Brasilien war gegen die Japaner, so wie es gegen die Juden war. Mein Team und ich, wir suchen diese Themen, die verschwiegen wurden, bis dahin, dass wir vor einem Rassismus warnen, der maskiert ist. Der Antisemitismus ist in der brasilianischen Gesellschaft heute auch maskiert als Antizionismus oder Antiamerikanismus. Diese Themen ziehen sich durch meine Arbeit und es wird als nächstes ein Taschenbuch herauskommen, das »Zehn Mythen über die Juden« heißt und sehr didaktisch ist. Ein Buch, das viel Polemik hervorrufen wird.

JR: Wie würden sie diesen »maskierten« Antisemitismus in Brasilien heute beschreiben?

MLTC: Er ist sehr verschleiert. Aber er kommt durch die Art und Weise, sich auszudrücken an die Öffentlichkeit. Niemand ist verpflichtet, mit der Politik der israelischen Regierung übereinzustimmen, und manchmal stimme ich auch nicht damit überein. Also kann ich sagen: Ich bin mit den Aktionen im Gazastreifen nicht einverstanden, das ist eine politische Haltung. Aber wenn jemand sagt: »Ich bin gegen die Regierung Israels und das ist wegen den Juden«, dann ist das Antisemitismus.

JR: Wie sehr begünstigen Krisen wie zuletzt im Nahen Osten das Aufkommen des Antisemitismus?

MLTC: Der Antisemitismus in Brasilien, auch wenn er verschleiert ist, tritt in diesen Momenten der Krise zu Tage. Und wie bei einem Orchester gibt es einen fortlaufenden Bass im Hintergrund.

JR: Welchen Einfluss haben die katholische Kirche und ihr Diskurs genommen?

MLTC: Ich bin in der katholischen Religion erzogen worden, im Inneren des Bundesstaats São Paulo. Ich komme aus einer sehr konservativen Familie. Also bin ich mit diesen Versionen wie von den Juden, die Jesus umbrachten, aufgewachsen und habe sie in der Kirche gehört. Und am Samstag sind wir in meiner Stadt zum Hauptplatz gegangen, um »Judas zu töten«. Meine Sensibilität für das Thema hat sehr viel damit zu tun, dass ich all das kenne.

JR: In einem Interview 2011 äußerten Sie sich besorgt über den Antisemitismus in Brasilien.

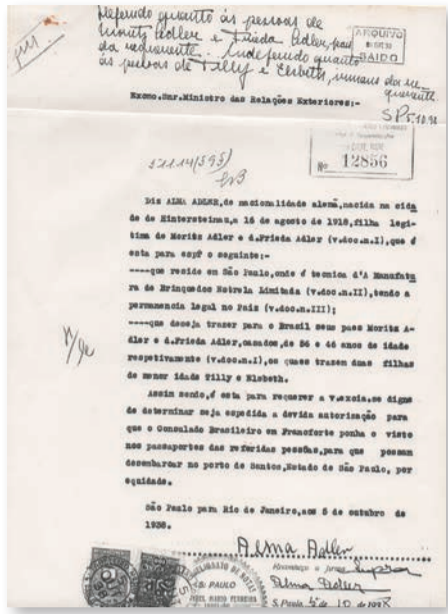
MLTC: Ich bin sogar noch besorgter als vor einigen Jahren, weil es eben jüngst angesichts der Krise im Nahen Osten eine sehr große Konfusion gegeben hat, die aus mangelndem Wissen herrührt. An den Universitäten gibt es kaum Programme – ich bin eine der wenigen Personen, die ein Programm hat –, um über den Antisemitismus aufzuklären und wenige Professorinnen und Professoren, die mit Blick auf Toleranz unterrichten. Dabei sollten schon die Eltern zu Hause anfangen, die Kinder Toleranz für den anderen, so wie er ist, zu lehren. Wenn der Antisemitismus auf Kinder oder Jugendliche trifft, die keine solche Basis haben, dann findet er einen fruchtbaren Boden, damit sich Vorurteile bestätigen.

JR: Welche Vorurteile?

MLTC: Wer war denn der gute Immigrant? Es war nicht der Jude. Es war der Weiße, Katholik, Arbeitsame. All das wurde in Karikaturen übersetzt in Zeitschriften, die in Wartezimmern auslagen, beim Friseur. Die populäre Zeitschrift »Caretta« (sie wäre die »Veja« von heute und der »Spiegel« oder »Stern« in Deutschland, Anm. d. Red.) etwa brachte 1936 ein Titelbild, auf dem eine schwarz gekleidete Figur mit einem Raubvogelblick zu sehen ist, die angeklagt wird, »O Faz Tudo« zu sein, alles zu machen: Kriege zu provozieren und danach den Wiederaufbau der Städte zu finanzieren. Es war quasi das gleiche Bild, das in der Ausstellung »Der ewige Jude« zirkulierte, und es wiederholte sich viele Male.

JR: Sie haben eine Analyse des Bildes und antisemitischer Propaganda gemacht, die in Brasilien in den Jahren 1930 bis 1950 verbreitet war. Was ist dabei herausgekommen?

MLTC: Die Analyse zeigt letztlich, dass »der Jude« unerwünscht war. Wegen der Rasse interessieren Juden Brasilien nicht, das ist der Satz, den Oswaldo Aranha in verschiedenen Momenten benutzte, als er Außenminister war. Und im Moment der Teilung Palästinas sagte er: Wenn es dazu kommt, dann ist das sehr gut, weil die Juden eine Heimat haben und Brasilien frei von der Judenfrage ist. Oswaldo Aranha, den die jüdische Gemeinschaft Brasiliens



Gesuch der Angestellten der »Brinquedos Estrela« Alma Heimann Adler. In diesem Schreiben an das Itamaraty bittet sie um die Freigabe der Einreisevisa für ihre Eltern Moritz und Frieda Adler (schon bewilligt) und für ihre jüngeren Schwestern Tilly und Elisabeth (noch nicht bewilligt). Frieda und ihre Töchter könnten erst im Januar 1940 einreisen. Quelle: Arquivo Histórico de Itamaraty, Rio de Janeiro, Brasilien.

nach der Teilung als Freund der Juden verehrte (Oswaldo Aranha war Präsident der Generalversammlung der Vereinten Nationen, die 1947 für die Teilung Palästinas stimmte, Anm. d. Red.).

JR: Wie kann es sein, dass dieses Bild so lange überlebt hat?

MLTC: Nach der Teilung, vor allem nach dem Tod Oswaldo Aranhas wurde er als derjenige hervorgehoben, der den Hammer geschlagen und die Abstimmung (für die Gründung des Staates Israel, Anm. d. Red.) garantiert hatte. In den 1960er Jahren verwandelte er sich in einen Helden,

Straßen, Schulen bekamen seinen Namen. Als ich das erste Buch veröffentlichte, teilte das die jüdische Gemeinschaft. Einige akzeptierten es, andere sagten: Besser nicht darüber reden. Bis heute. Sonst hätten sie ja den falschen Mann verehrt.

JR: Sie haben die Biografien über Oswaldo Aranha untersucht. Hat keine Autorin oder kein Autor etwas erwähnt, die geheimen Rundschreiben beispielsweise?

MLTC: Bei einem der wichtigsten biographischen Nachschlagewerke, von der Fundação Getulio Vargas, herrscht zwischen 1937 und 1944 Schweigen. Auch in der in Brasilien am meisten beachteten Biografie über ihn gibt es für diese Zeit ein Vakuum, man spricht nicht darüber. Meine Suche hat allerdings ergeben, dass es sogar einen Entwurf gab, um die geheimen Rundschreiben in Gesetze zu verwandeln und in Brasilien eine Gesetzgebung wie die Nürnberger Gesetze zu schaffen. Er wäre von Oswaldo Aranha unterschrieben worden.

JR: Das heißt, im kollektiven Bewusstsein besteht eine verzerrte Geschichte weiter?

MLTC: Nicht nur von dem Umgang mit den Juden, sondern beispielsweise auch von der japanischen Immigration. Jahrelang hieß es: »Brasilien hat mit offenen Armen Millionen von Japanern empfangen, die ein herzliches Brasilien vorfanden und sehr gut in Brasilien lebten.« Heute wissen wir, dass sie nicht so herzlich empfangen wurden und sehr litten. Dass sie während des Krieges gefangen gehalten, dass sie misshandelt wurden. Das ist das Thema eines Buches, das wir anlässlich 100 Jahren japanischer Immigration 2008 veröffentlicht haben – und das ein anderes Brasilien zeigt. Ein rassistisches Brasilien, auch gegen die Japaner, gegen die Schwarzen und gegen die »Zigeuner«.

JR: Ist Brasilien, auch mit Blick auf die Wahlen, vor denen es viel Kritik an Präsidentin Dilma Rousseff gegeben hat, ein Land nur für einen bestimmten Typ, eine bestimmte Bevölkerungsgruppe?

MLTC: Die Wertschätzung des Weißen setzt sich auf eine sehr subtile Art und Weise fort. Die Einwohner im Süden, wo es eine große europäisch stämmige Bevölkerung gibt, gelten als sehr hübsch. Es besteht ein Schönheitsideal, dass dem Brasilianer aus dem Nordosten gegenübersteht. Da heißt es dann: »Ah, er ist ein Baiano«, was negativ besetzt ist. Eine Ästhetik der Arisierung, des Modells des idealen Menschen besteht bis heute fort: katholisch, weiß und bevorzugt nicht mulattisch. Und wenn mulattisch, dann ist es die hübsche brasilianische, die verführerische Mulattin. Die »telenovelas« haben diesen Rassismus und auch die Diskriminierung von Homosexuellen in jüngster Zeit angeklagt und in eine öffentliche Debatte getragen.

JR: In Deutschland hat es eine Demonstration gegen Antisemitismus gegeben, nachdem es zuvor zu antisemitischen Übergriffen gekommen war.

MLTC: Deutschland war vor allem in den 1930er Jahren das Zentrum der Multiplikation eines antisemitischen Denkens. Aber es war nicht der Schöpfer dieses Denkens, das existierte schon davor, es ist Jahrhunderte alt. Und da gibt es eine Verbindung zu meiner Magisterarbeit über das Denken der Ideologie des Arianismus in dieser Idee der Reinheit des Blutes, die in Spanien 1449 aufgekommen ist.

JR: Und welche die Nationalsozialisten später adaptierten.

MLTC: Im 15. Jahrhundert in Spanien entsteht eine Ideologie, welche die Gesellschaft mit reinem Blut von den Infizierten

trennt. Danach im 19. Jahrhundert diskriminieren pseudowissenschaftliche Theorien die Arier von Semiten, wie Reine und Unreine. Und dann, im nationalsozialistischen Deutschland, kulminiert dies alles. Heute, im 21. Jahrhundert, ist nicht mehr die Rede von »infizierter Rasse«, aber die Juden werden von Neuem beschuldigt. Der Antisemitismus ist dynamisch, er hat unzählige Facetten. Ich vergleiche ihn sehr gerne mit Phönix.

JR: Sie meinen eine Asche, die nur ein bißchen Wind braucht, um sich wieder zu entzünden?

MLTC: Ja, das ist sehr gefährlich, deshalb halte ich diese Demonstration gegen den Antisemitismus für sehr wichtig. Neonazis, die Leugner des Holocausts, sie sind kleine Funken und eine extreme Rechte flößt Hass ein. Sie haben weiter diesen Bass. Plötzlich gibt es eine stärkere Musik und... Die Menschheit muss sich darüber im Klaren und ständig aufmerksam sein. Worauf ich Wert lege, ist nicht nur Antisemitismus offen zu kritisieren und Täter anzuzeigen, sondern auch ein konstantes Erziehungsprogramm für die Zukunft zu entwickeln.

Prof. Maria Luiza Tucci Carneiro ist Professorin für Geschichte und Leiterin des Laboratório de Estudos sobre Etnicidade, Racismo e Discriminação (LEER) und des Arquivo Virtual sobre o Holocausto e Antisemitismo (Arqshoah) an der Universität von São Paulo.

Das Gespräch führte Martina Farmbauer, Journalistin aus München. Sie arbeitet u.a. für den Bayerischen Rundfunk. Aus dem Portugiesischen von Martina Farmbauer

REZENSION

Von Martina Farmbauer

Als »Land der Zukunft« hat der österreichische Schriftsteller Stefan Zweig Brasilien bezeichnet, nachdem er im Jahr 1940 dort Zuflucht gefunden hatte. Er schrieb ein Buch darüber und schwärmte darin vom Zusammenleben der Rassen, Klassen, Farben und Religionen, das in seiner neuen Heimat möglich sei. Zweigs Blick mag vom Untergang der »Welt von gestern« und der Dankbarkeit für seine Rettung getrübt gewesen sein, bestand doch damals schon eine Ungleichheit zwischen Weißen und Schwarzen aufgrund der wirtschaftlichen Situation, in der diese nach der Abschaffung der Sklaverei entlassen worden waren. Ein Buch der brasilianischen Historikern Maria Luiza Tucci Carneiro mit dem Titel »Weltbürger«, das die Professorin an der Universität von São Paulo in Berlin, Marbach und München unter anderem auf Einladung der Deutsch-Brasilianischen Gesellschaft im September auf Deutsch vorgestellt hat, straft die Schwärmerei Zweigs weiter Lügen. Tucci Carneiro untersucht darin die Rolle Brasiliens und seinen Umgang mit jüdischen Flüchtlingen von 1933 bis 1948. Ihre Schlussfolgerung ist, dass Brasilien unter dem Regime des Diktators Getúlio Vargas (1937–1945) bis 1942 die

antisemitische Politik Deutschlands vertrat und es unterließ, zu helfen. Sie zählte allein 16.000 Visa-Anträge, die abgelehnt wurden.

»Weltbürger«, übrigens ein Begriff, den Tucci Carneiro von der brasilianischen Regierung übernommen hat, was deren Scheinheiligkeit zeigt, ist eine erweiterte, vervollständigte Ausgabe des Buches »Antisemitismus in der Ära Vargas« von 2001. In diesem Buch hatte sie schon über geheime Rundschreiben berichtet, die die Einreise von Juden verboten und das herzliche Bild von Politikern jener Zeit entmystifiziert. Für »Weltbürger« hat Maria Luiza Tucci Carneiro noch einmal Einsicht in 5000 geheime Dokumente des brasilianischen Außenministeriums genommen, die erst seit 1995 zugänglich sind.

Dass diese so lange geheim waren, ist ein weiterer Beweis dafür, dass Brasilien nach außen hin gerne ein lupenreines Image pflegte. Seine Rhetorik gegenüber der Rettung war aufgeschlossen, aber inoffiziell waren die Pforten geschlossen für Juden, die von den Nationalsozialisten bedroht waren. Dieses doppelte Spiel hat Tucci Carneiro aufgedeckt. In den Dokumenten kam eine geradezu unmenschliche Haltung zutage. Besonders »aufschlussreich« ist dabei der Teil über die

brasilianischen Diplomaten im Ausland, von denen maximal fünf geholfen haben sollen. Maria Luiza Tucci Carneiro hebt besonders Luiz Martins de Souza Dantas, den einzigen brasilianischen Diplomaten, den die Gedenkstätte Yad Vashem als »Gerechten unter den Völkern« anerkannt hat und Aracy Moebius de Carvalho hervor, die allerdings keine Karrierediplomatin war.

»Weltbürger« ist ein mutiges und zugleich erschütterndes Buch und hat mit



dem »Land der Zukunft«, das Stefan Zweig entworfen hatte, nicht viel gemein. Das wird auch an einem der neuen Dokumente deutlich, die Tucci Carneiro in »Weltbürger« zeigt. Alma Adler, Nichte von Siegfried Adler, der in Brasilien eine der traditionsreichsten Spielzeugfabriken gegründet hatte, reiste dorthin, um Visa für ihre Familie in Berlin zu erbitten. Auf dem Dokument auf Seite 260 (Foto, links oben) ist mit Hand geschrieben zu lesen, dass es den Eltern Frida und Moritz erlaubt wurde, einzureisen, den Schwestern Tilly und Elisabeth jedoch nicht. Die Gespräche mit Überlebenden und anderen Zeitzeugen, um die Maria Luiza Tucci Carneiro das Buch ebenfalls ergänzte, haben ergeben, dass zunächst Moritz Adler nach Brasilien reiste, um weitere Visa zu bekommen, während sich die Mutter mit den Kindern in Berlin versteckte. Und es gelang ihm, sie alle 1940, zwei Jahre nach dem Antrag, nach Brasilien zu holen.

Maria Luiza Tucci Carneiro – Weltbürger. Brasilien und die Flüchtlinge des Nationalsozialismus, 1933-1948, 2014, 480 S., 49,90 EUR, br., ISBN 978-3-643-90369-3, Berlin u.a.O.: LIT-Verlag

Was ist jüdische Musik?

Einige einführende und kritische Betrachtungen

Von Jascha Nemtsov

Jüdische Musik – ideologiefrei

Ist es vorstellbar, dass das Judentum und die jüdische Kultur einst völlig losgelöst von jeglichen ideologischen und politischen Implikationen wahrgenommen werden? Zurzeit erscheint es weniger möglich denn je. In welchem Kontext auch immer davon die Rede ist – angefangen mit der bloßen Benutzung des Worts »Jude«, das allein schon nicht selten zum Grund für eine geistige Verkrampfung wird, und bis zu den komplizierten wissenschaftlichen Debatten – diverse anti- und philosemitische Vorurteile drängen zugleich in den Themenkreis herein. Die lange, im Holocaust gipfelnde Verfolgungsgeschichte der Juden schwingt kräftig mit. Und natürlich mischt sich die jeweilige Haltung zum Zionismus und zum Staat Israel dazu.

Die musikalische Kunst, die scheinbar am weitesten von der Ideologie und Politik entfernt sein sollte, ist keine Ausnahme davon. Die jüdische Musik ist in der europäischen Kultur seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts ein Diskussions-

wurde – war daher schon immer auch die Frage der eigenen Gesinnung.

Wilhelm Heinrich Riehl zwischen Philo- und Antisemitismus

Ein kurioses Beispiel dafür ist in den Schriften des bekannten deutschen Journalisten und Kulturhistorikers Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897) zu finden. 1847 nahm er den gerade verstorbenen Felix Mendelssohn gegen die Kritiker in Schutz, die behaupteten, Mendelssohn hätte »jüdische Elemente« in seinen Werken benutzt und somit einen schädlichen Einfluss auf die deutsche Musik ausgeübt. »Mendelssohn hat nie seine Nationalität verraten, wie gar wenige deutsche Meister gibt es, die ihm hierin zur Seite zu stellen sind!« so Riehls Plädoyer. »Mendelssohn hatte sich mit Bewusstsein den Standpunkt einer nationalen Wirksamkeit erkoren.« Riehl zufolge wäre Mendelssohn sogar eher »deutsch« als seine deutschstämmigen Kollegen, er wäre »ein Tondichter jüdischer Abstammung, der nicht jüdelte in seiner Schreibart, während alle christlichen Lieblingskomponisten des Tages jüdelten«. Einige Jahre später an-

delssohns Werken tatsächlich »jüdisch« oder »deutsch« wäre. Beide Begriffe wurden lediglich als ideologische Kategorien benutzt. Während es dann fast hundert Jahre lang eine ganze Flut von Publikationen gab, die sich mit der angeblich jüdischen Musik von Mendelssohn, Meyerbeer oder später Arnold Schönberg beschäftigten, interessierte die echte jüdische Musik kaum jemand.

In den heutigen Diskussionen über jüdische Musik spielen die Ideologien eine nicht minder markante Rolle. Sind die Juden eine Nation mit einem gemeinsamen Kulturleben oder nur eine durch ähnliche Rituale und Bräuche gebundene Religionsgemeinschaft? Ist das Judentum vielleicht gar lediglich ein Faktor der Selbstidentifikation, der beliebige Merkmale tragen und daher kaum objektiv erfasst werden kann? Die Antworten auf diese Fragen hängen nicht zuletzt mit der jeweiligen ideologischen Einstellung zusammen. Eine besondere Relevanz besitzen sie für diejenigen, die das Recht der Juden auf einen eigenen Staat in Abrede stellen. Entsprechend schwer fällt es vielen von ihnen, die Existenz der jüdischen Musik als Teil der nationalen jüdischen Kultur anzuerkennen.

Mit Klezmer-Musik gegen Israel

Für manche anderen ist dagegen gerade die Beschäftigung mit jüdischer Musik, bzw. mit bestimmten Teilen davon, ein Mittel, ihre antizionistische Gesinnung auszuleben. Manch ein »Klezmer«-Liebhaber, der Jiddisch lernt und alte Lieder aus dem jüdischen Shtetl singt, versucht auf solche Weise letztlich eine künstliche Alternative zur modernen, auf Israel bezogenen jüdischen Identität zu kreieren. Auf dem Boden der jiddischen Kultur fühlt man sich dem jüdischen Staat am wenigsten zugehörig. So kann ein »Judentum« entstehen, das mit der umstrittenen Gegenwart nichts gemein haben möchte und stattdessen in die »unproblematische«, verklärte Vergangenheit projiziert wird. Dort hat man mit den »guten« Juden aus Osteuropa zu tun, die ihre Nachbarn nicht unterdrückten und keine illegalen Siedlungen bauten. Und weil sie zudem fast alle tot sind, kann man ihnen umso weniger etwas vorwerfen. Sich mit diesen Juden zu identifizieren, kann also weder unmoralisch noch gefährlich sein.

Vor einigen Jahren fand in Bern eine Konferenz zum Thema »jüdische Musik? Fremdbilder – Eigenbilder« statt. Das Fragezeichen war charakteristisch für den Bezug der Organisatoren zu dem Thema – jüdische Musik wurde als etwas Zweifelhafte behandelt, als ein Phänomen, dessen Existenz erst bewiesen werden müsste. Die Veranstaltung setzte die erwähnte, im 19. Jahrhundert begründete seltsame Tradition fort: jüdische Musik bewegt die Gemüter und sogar Menschen, die davon kaum eine Ahnung haben, fühlen sich berufen, sich dennoch dazu zu äußern. In Bern wurde zum Beispiel ein Spruch des bedeutenden Musikwissenschaftlers Curt Sachs (1881–1959) herangereicht, wonach jüdische Musik eine solche sei, »which is made by Jews,



Jascha Nemtsov, Foto: Rut Sigurdardóttir

for Jews, as Jews«. Nun war Curt Sachs zwar ein Jude und er wurde als Jude aus Deutschland vertrieben, doch mit jüdischer Musik hatte er sich nie ernsthaft beschäftigt. Seine Definition ist nicht nur absurd (demnach wäre ein Werk jüdischer Musik nicht mehr jüdisch, wenn es von einem nichtjüdischen Interpreten für ein allgemeines Publikum gespielt würde). Der Versuch, ein äußerst vielfältiges kulturelles Phänomen auf eine einfache Formel zu reduzieren, ist an sich problematisch. Einfache Formeln gibt es weder für das Judentum noch für jüdische Musik. Es ist fraglich, ob es überhaupt eine Kultur geben kann, die mit solchen Formeln zu erfassen wäre.

»Über die Frage des »spezifisch Jüdischen« in der Musik wird eifrig debattiert«, schrieb 1935 der in der Ukraine geborene Komponist und Cellist Joachim Stutschewsky (1891–1982). Zunächst in der Schweiz und später in Wien lebend war er ein wichtiger Protagonist jüdischer Musik, die er auch publizistisch gegen die Skepsis von Ignoranten und Assimilationsanhängern verteidigte. Im Einklang mit zeitgenössischen neofolkloristischen Theorien behauptete Stutschewsky, dass Kunst »in der tiefsten Bedeutung des Wortes national ist. Das Nationale ist das Urelement der Kunst.« In Ost- und Mitteleuropa erlebte jüdische Musik in den 1920–30er Jahren trotz der zunehmenden antisemitischen Diskriminierung eine Blütezeit. Nach der Shoah ist nichts davon übrig geblieben. Auch das »Nationale« hat seitdem keine Konjunktur mehr. Der israelische Komponist Ruben Seroussi (geb. 1959) sagt dazu: »Es ist eine sehr ideologische Denkform und sehr oberflächlich, sich selbst auf eine nationale Identität reduzieren zu wollen. ... Es ist die Kategorie der schwachen Menschen, die in der Identifikation mit dem Kollektiv etwas Stärke suchen ... Deshalb halte ich die Frage nach einer nationalen Identität in der Musik nicht einmal für diskutierenswert.« Sich selbst präsentiert Seroussi als eine starke Persönlichkeit, während Mussorgsky, Grieg oder Bartók, die sich ausdrücklich als nationale Komponisten empfanden, allesamt als »schwache Menschen« daherkommen.

Wer heute ein Problem mit jüdischer nationaler Kultur hat, darf sich auf bekannte Namen wie Benedict Anderson und dessen Theorie von Nation als »imagined community« (»imaginierte, ausgedachte Gemeinschaft«) berufen. Diese Theorie passt bestens in den heutigen ideologischen Mainstream, demzufolge menschliche Identifikationsmerkmale – sogar



thema. Der ursprüngliche Anstoß dazu war damals nicht etwa ein tatsächliches Interesse für diesen Teil der genuinen jüdischen Kultur, sondern die zunehmende Beteiligung von Musikern jüdischer Abstammung am europäischen Musikleben, die von vielen als Bedrohung empfunden wurde. Eine rein musikalische Angelegenheit wurde also von Anfang an durch das Prisma von pseudowissenschaftlichen Theorien, politischen Einstellungen und Vorurteilen unterschiedlicher Art behandelt. Die Frage der jüdischen Musik – oder dessen, was darunter verstanden

derte Riehl jedoch unter dem Druck der zunehmend antisemitischen Stimmung in deutschen musikalischen Kreisen – die sich nicht zuletzt durch Richard Wagners Aufsatz »Das Judentum in der Musik« (1850) manifestierte – seine Meinung. In einer Publikation erwähnte Riehl Mendelssohn nun als einen explizit jüdischen Komponisten, der neben den anderen jüdischen Musikern für die angebliche Dominanz des »jüdischen Stammes« in der deutschen Musik sorgte. In beiden Fällen gab sich Riehl allerdings nicht die Mühe, nachzuweisen, was denn in Men-



das biologische Geschlecht – allesamt »konstruiert« bzw. unter sozialem Druck entstanden seien. Das Nationale in allen Dimensionen sei ebenfalls nichts anderes als eine »Konstruktion«, die der Vision einer künftigen bunten und grenzenlosen Welt widerspricht. Die Idee eines jüdischen Staats sei daher genauso reaktionär wie die einer jüdischen Musik. Seltsamerweise sind solche »Universalisten« oft weniger konsequent, wenn es sich nicht um das Judentum, sondern um das Recht des palästinensischen Volkes auf einen ethnisch homogenen Nationalstaat und eine eigene nationale Kultur geht.

Vorbehalte gegen jüdische Musik

Dass es gegen jüdische Musik – im Gegensatz zur russischen, norwegischen oder ungarischen Musikkultur – massive Vorbehalte gibt, liegt aber auch am desolaten Kenntnisstand. Wenn es sich um Erscheinungsformen und Persönlichkeiten jüdischer Musik handelt, wird die Vokabel »vergessen« überdurchschnittlich oft benutzt. Die Unwissenheit verursacht Missverständnisse und Vorurteile. So wird oft angenommen, dass jüdische Musik etwas ganz Besonderes wäre, jede Note sollte sich irgendwie als »jüdisch« identifizieren lassen. Jüdische Musik ist aber keine exotische Kultur, sondern zum großen Teil ein wesentlicher Bestandteil der europäischen Musik. Ähnlichkeiten und Interaktionen mit russischer, ukrainischer, deutscher oder polnischer Musiktradition sind historisch bedingt, sie sind aber nichts Ungewöhnliches. Keine musikalische Kultur der Welt existiert in einem Vakuum, fremde Einflüsse sind für jede Tradition ganz normal.

Ein weiteres Missverständnis betrifft die Vermischung von Begriffen »jüdische Musik« und »jüdischer Komponist«. Bei weitem nicht alle jüdischen Komponisten schrieben und schreiben jüdische Musik, was natürlich ihr gutes Recht ist. Doch auch nicht alle ungarischen Komponisten waren im gleichen Maße wie Bartók oder Kodály an der Schaffung von ungarischer nationaler Musik interessiert. Es gibt in dieser Hinsicht glücklicherweise keinen Automatismus und jeder Musiker entscheidet selbst, welche Ausdrucksart ihm am nächsten liegt. Nach einer überwiegend kosmopolitischen Phase in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beginnen heute übrigens viele Komponisten, sich

erneut für musikalische Traditionen ihrer jeweiligen Nationen zu interessieren (ein Beispiel dafür ist das Schaffen von Komponisten aus asiatischen Ländern wie Indien, China, Japan oder Korea). Es liegt aber nicht an mangelnder »Stärke«, sondern am Bedürfnis nach eigener Verortung in einer Welt ohne Grenzen und nicht zuletzt auch der Anreicherung von stilistischen Mitteln.

Seit Wagners Pamphlet »Das Judentum in der Musik« (1850) mangelte es nicht an Versuchen, jüdische Musik auf einen gemeinsamen biologischen, soziologischen oder ästhetischen Nenner zu bringen. Unabhängig davon, ob das gut oder böse gemeint ist, bringt uns die Simplifizierung in jedem Fall nicht weiter. Viel hilfreicher ist ein struktureller Vergleich jüdischer Musik mit ebenfalls facettenreichen musikalischen Kulturen anderer Völker. Die russische Musik beispielsweise beinhaltet denn nicht nur Werke von Tschaikowsky und Rimski-Korsakov, sondern auch den altrussischen Kirchengesang aus dem frühen Mittelalter, die »Stadromanzen« aus der Glinka-Zeit, derbe Bauernlieder (Tschastuschka) oder Tanzmusik für Volksinstrumente wie Balalaika und Domra – insgesamt eine bunte Palette von ganz unterschiedlichen musikalischen Formen.

Jüdische Musik ist wohl noch reicher an Erscheinungsformen. Grund dafür ist die enorme Vielfaltigkeit der jüdischen Kultur insgesamt. Ihre Pluralität hat eine zeitliche – historische – Dimension, wie auch eine räumliche – geografische: Eine Besonderheit der jüdischen Kultur ist deren enorme Ausdehnung in Zeit und Raum. Daher ist auch die Typologie der jüdischen Musik durch besonders viele Facetten gekennzeichnet.

Traditionelle Musik und Kunstmusik

Ebenso wie bei anderen Kulturvölkern, gibt es bei den Juden traditionelle Musik und Kunstmusik. Jüdische traditionelle Musik ist außerordentlich mannigfaltig. Sie besteht einerseits aus zwei großen Bereichen – dem liturgischen und dem weltlichen. Die weltliche Volksmusik der Juden ist dem breiten Publikum am ehesten bekannt: jiddische und sephardische Lieder und vor allem Klezmer, diese einzigartige Instrumentalfolklore der osteuropäischen Juden gehören heute

zum Standardrepertoire. Der älteste und authentischste Teil jüdischer Musiktradition ist jedoch die Synagogemusik, insbesondere die biblischen Kantillationen. Sie basierten ursprünglich auf Motiven, die bis zu zweieinhalb Jahrtausende alt sind, vermutlich wurden sie schon im Zweiten Tempel in Jerusalem gesungen. Noch heute werden mit diesen Motiven Texte der Tora und einige andere Teile der hebräischen Bibel vorgetragen. Im Mittelalter wurde die Synagogemusik der aschkenasischen Juden durch melodische Elemente des deutschen Volkslieds bereichert, später kamen viele chassidischen Melodien aus Osteuropa hinzu. Einen ganz neuen Stil entwickelten Komponisten der Reformgemeinden im 19. Jahrhundert, dem Zeitgeschmack zuliebe integrierten sie alte überlieferte Melodien in die romantische Musiksprache.

Andererseits weist die jüdische traditionelle Musik zusätzlich beträchtliche regional bedingte Unterschiede auf. Die synagogale Musik der äthiopischen Juden hat mit der polnisch-litauischen Tradition nur noch wenig gemeinsam. Der süddeutsche Ritus unterscheidet sich stark von der Synagogemusik der bucharischen Juden.

In jeder Weltgegend, wo Juden lebten, entstanden eigentümliche Volkslieder, zum Teil in verschiedenen Sprachen. Das Wechselwirken dieser verschiedenen Richtungen jüdischer Musik fand gleichzeitig unter den Bedingungen des intensiven Austauschs mit den musikalischen Kulturen der Nachbarvölker statt. In jeder Zeitperiode und in jeder Region nahm dieser Austausch eigene Formen an. Das alles ergibt ein äußerst heterogenes Bild.

Die Hoffnung von Joachim Stutschewsky

Die Definition jüdischer Kunstmusik ist mit einer zusätzlichen Problematik verbunden. Noch im 19. Jahrhundert galten Werke von Komponisten jüdischer Abstammung wie Mendelssohn, Meyerbeer oder Offenbach als »jüdische Musik«. Es wurde allgemein geglaubt, dass allein die ethnische Herkunft des Komponisten seine Werke prägen würde. Diskutiert wurde lediglich darüber, ob dieser Einfluss positiv oder negativ zu bewerten wäre. In der Tat begannen jüdische Kom-

ponisten aber erst Anfang des 20. Jahrhunderts, sich für die Quellen jüdischer Musik zu interessieren. Zum Zentrum der jüdischen nationalen Bewegung in der Musik wurde Russland. Diese Bewegung war Teil einer umfassenden jüdischen kulturellen Renaissance. Dem Beispiel anderer neofolkloristischer Strömungen folgend, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts die europäische musikalische Landschaft prägten, versuchten jüdische Komponisten einen dezidiert jüdischen Stil in der Kunstmusik zu entwickeln. Wurde etwa für Bartók die alte ungarische Bauernfolklore zur Grundlage seines Stils und zur Quelle der Erneuerung seiner Musiksprache, so beschäftigten sich jüdische Komponisten wie Joseph Achron (1886–1943), Alexander Weprik (1899–1958), Jakob Schönberg (1900–1956) oder Joachim Stutschewsky auf ähnliche Art und Weise mit jiddischen Volksliedern und alten synagogalen Motiven.

Die beschriebene Vielfalt und Heterogenität jüdischer Musik ist einer der Gründe, warum es bis jetzt kaum Standardliteratur auf diesem Gebiet gibt. Die Wissenschaft des Judentums im 19. Jahrhundert ignorierte diesen Zweig jüdischer Kultur vollständig. Erst um die Wende zum 20. Jahrhundert begann das Sammeln und die Erforschung jüdischer musikalischer Tradition. Diese Arbeit wurde jedoch später durch die politischen Umstände mehrfach behindert und kam in Europa weitgehend zum Erliegen. Erst in jüngster Zeit wird sie wieder belebt. Es ist zu hoffen, dass sich der Wunsch von Joachim Stutschewsky erfüllt und jüdische Musik künftig tatsächlich »einen Widerhall bei den übrigen Völkern, einen Platz in der Musikliteratur in der ganzen Welt finden wird.«

Jascha Nemtsov, Prof. Dr. phil. habil., Pianist und Musikwissenschaftler, Professor für Geschichte der jüdischen Musik an der Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar und akademischer Studienleiter des Kantorenseminars des Abraham Geiger Kollegs.

Die Bilder sind Titelbilder von Notenblättern, alle aus der Zeit zwischen 1910 und 1938, herzlichen Dank an Jascha Nemtsov für die Fotos.

Chopin im Ghetto

Der polnische Pianist Wladyslaw Szpilman (1911–2000)

Ein Notturmo, Chopins op 27,1 nachempfunden

Von Ralf Frodermann

Gäbe es einen Gott,
so wäre er, meine ich,
zweifelloser der jüdische.
Manès Sperber

Das Delphi der späten Moderne ist Hollywood

Geschichtsphilosophisch aufgelegten Filmfreunden mag es manchmal scheinen, als habe die der Menschheit bekannte Weltgeschichte wohl fast einzig aus dem Grund statt haben können; und stattgehabt, um in Hollywood – und einer Handvoll weiterer, aber mit der kalifornischen Traumfabrik nicht ernstlich zu vergleichender, heiliger Filmstädte – zu kulinarischer Filmunterhaltung weiterverarbeitet zu werden: Geschichte als Rohstoff.

Ein Treibmittel des cineastischen Orakels, das seit über hundert Jahren in den Studiotempeln von Los Angeles seinen vielfältigen Geschäften nachgeht, ist nach dem Zweiten Weltkrieg zweifellos der Augenzeugenbericht des schicksalslos Gewordenen, des Unglücklichen, des todgeweihten Juden gewesen.

Die Ghettotagebücher oder Aufzeichnungen Alfred Philippons, Primo Levis, Chana Gorodeckas, David Sierakowiaks, Walter Tausks oder das Tagebuch eines Namenlosen des Ghetto Lodz, der seine Notizen am Rand eines Exemplars des Romans »Les Vrais Riches« von Francois Coppee anfertigte, legen, neben vielen anderen, davon Zeugnis ab.

Ihnen gemeinsam ist die Tatsache, dass sie nirgends zu einer Ästhetisierung oder Sinngebung des erlebten Grauens taugten und taugen, sind sie doch nichts weniger als Dokumente seiner Offenbarung selbst.

Larghetto (pianissimo)

»Am 23. September spielte ich zum letzten Mal vor dem Mikrophon.« Szpilman spielte eben Chopins siebtes Nocturne, op. 27,1 in cis-moll, als der polnische Rundfunk wegen der deutschen Bombenangriffe in jenem Frühherbst 1939 die Übertragung abbrechen musste.

Im dritten Takt des Stücks erfolgt der bewegende Halbtonschritt vom »e« zum »e-is«, der, so gering er anmuten mag, doch dem ganzen Piece, nicht zuletzt wegen seiner chromatischen Nuancierung, eine melancholische Aura größter Wirkung zu geben vermag, die sich über dem ganzen Nocturne entfaltet und es, schwermütig zögernd, einem wehen Atemzug gleichend, einem Stocken unmittlbar zu Beginn, charakterisiert.

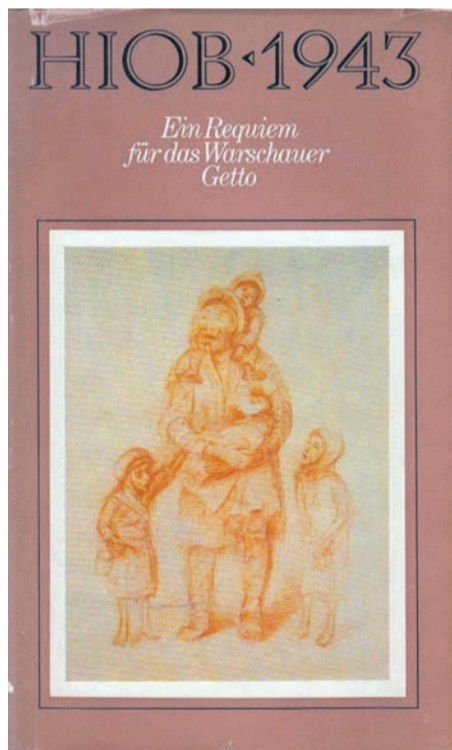
Wo lagen seine Finger, wenn Monsieur Chopin begann?

Wenn er begann, lagen sie auf e, fis, gis, h, c. (Danke, Herr Dr. Benn)

Piu mosso (Takt- und Harmoniewechsel, auch lauter)

»Die ersten deutschen Anordnungen wurden angeschlagen, deren Nichtbefolgung mit der Todesstrafe geahndet werden sollte. Die wichtigste betraf den Handel mit Brot: Wer Backwaren zu einem höheren als dem Vorkriegspreis kaufte oder verkaufte und dabei gefasst wurde, wurde erschossen. Dieses Verbot machte auf uns einen erschütternden Eindruck.«

Für den »polnischen Gershwin«, den »Mr. Cole Porter aus Warschau« – so nannte man Szpilman später nicht selten – begannen damit die Wochen, Monate und Jahre schutzloser Verzweiflung, die unter keinem Stern der Erlösung stand und der die Erinnerung an den Hiob des Alten Testaments nur selten ein Trost sein konnte.



»Die auf dem Schutzumschlag abgebildete Rötelsezeichnung »Jüdische Familie« ist eine Arbeit des 1942 im Warschauer Ghetto ermordeten Malers Roman Kramsztyk. Reproduktion von Marek Holzman, Warszawa. Das Original befindet sich im Żydowski Instytut Historyczny, Warszawa.«

Während in Hitlerdeutschland die Niederlage Polens entweder mit lauten Akklamationen aller Art oder vornehmer Zurückhaltung anerkennend zur allgemeinen Kenntnis genommen wurde, bereitete die deutsche Besatzung bereits die Einrichtung des Ghettos vor, des »Jüdischen Wohnbezirks in Warschau«, wie die offizielle Sprachregelung lautete, zwischen Danziger Bahnhof und dem alten Hauptbahnhof Warschau Główna.

Der deutsche Pianist und Weltbürger Wilhelm Backhaus, der seit 1930 in der Schweiz lebte und 1931 die Schweizer Staatsangehörigkeit angenommen hatte, war sich indessen über Adolf Hitler so im Klaren geworden wie vorher über Beethoven und Brahms:

»Niemand liebt die deutsche Kunst und insbesondere die deutsche Musik glühender als Adolf Hitler.«

Der Führer ernannte ihn prompt zum Professor und »Reichskultursenator«.

Die Musik macht aus niemandem einen besseren Menschen, und wollte nicht auch darum Thomas Manns fiktiver Tonkünstler Adrian Leverkühn die Neunte Sinfonie »zurücknehmen«?

Tempo I (zurück zu cis-moll und 4/4, wieder sehr leise)

»Greifer nannte man im Ghetto die Menschen, die in solches Elend gesunken waren, dass sie stehlen mussten, um sich am Leben zu erhalten: sie stürzten sich auf einen Passanten, der ein Päckchen trug, entrissen es ihm und rannten davon, in der Hoffnung, im Päckchen etwas Essbares zu finden.«

Nach dem Krieg nimmt Szpilman seine Tätigkeit für den polnischen Rundfunk sogleich wieder auf, indem er das 1939 abgebrochene Nocturne No. 7 Chopins wieder vornimmt und dieses Mal bis zum Ende spielt.

Die Lage auf den deutschen Nachkriegsschwarzmarkten war eine andere; man hatte sich einzurichten, noch nicht im Reihenhaus, aber auch nicht im Ghetto. Die deutsche Nachkriegsbitterkeit triefte von der Überzeugung, mit der Niederlage sei doch nun wohl alles abgegolten. Das urdeutsche, trotziges Bekenntnis »Nach dem Weltuntergang geht die Welt nicht unter!« synthetisierte Zarah Leanders *Davon geht die Welt nicht unter* und *Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehen* ins Unsägliche, Unmenschliche.

Auf gut Deutsch:

Das Versagen
ihres Gewissens verwenden sie
als Beweis für ihre Integrität.
Günther Anders

Frederic Chopin, Weltbürger aus dem polnischen Zelalowa Wola, Großmeister der Mazurkas und Polonaisen, schenkte mit seinen insgesamt 21 Nocturnes der Welt ein, nach Bachs Wohltemperiertem Klavier und den 32 Klaviersonaten Beethovens, drittes Testament, einen Ariadnefaden durch die Labyrinth moderner Introspektion, mit deren endgültiger Kartierung durch Kunst oder Wissenschaft noch immer gerechnet werden muss.

Gäbe es einen Gott aller Klaviermusik, so wäre es zweifellos der polnische Pariser des Klaviers. Und Wladyslaw Szpilman wäre sein Prophet.

Nichts ist verfliegen
und nichts ist verdorrt –
Man geht doch wohl nicht
von sich selber fort.

Dowid Sfar



Ralf Frodermann

Hinweise

Alle Szpilman-Zitate unter *Larghetto*, *Piu mosso* und *Tempo I* sind dem Band »Hiob 1943. Ein Requiem für das Warschauer Ghetto« Ausgewählt und herausgegeben von Karin Wolff (Berlin, Ost, 1983) entnommen; Agata Tuszynskas Buch »Die Sängerin aus dem Ghetto – Das Leben der Wiera Gran« (dt. Frankfurt a. M., 2013), in welchem u. a. offenbar persönliche, im Ende antisemitisch gespeiste Kollaborationsvorwürfe und Insinuationen gegen Szpilman kolportiert werden, ist nach den juristischen Interventionen von dessen Sohn Andrzej im Hinblick auf Szpilmans Leben und Wirken im Warschauer Ghetto als Makulatur zu betrachten; Das den Text einleitende Manès Sperber-Zitat ist dem Buch »Wenn ich dein vergesse, Jerusalem. Bilder jüdischen Stadtlebens« (S. 11), hrsg. von Joachim Schlör. Leipzig (Reclam) 1995 entnommen; Die beiden Zeilen von Gottfried Benn stammen aus seinem Gedicht *Chopin*; Die Ergebnissadresse von Backhaus findet sich in: Fred K. Prieberg: *Handbuch Deutsche Musiker 1933–1945*, CD-Rom-Lexikon, Kiel 2004; Das Anders-Zitat findet sich in einem Tagebucheintrag zur amerikanischen TV-Serie *Holocaust aus dem Jahr 1979*. (Abgedruckt in: Initiative Sozialistisches Forum, Hg.: *Schindlerdeutsche. Ein Kinotraum vom Dritten Reich*. Freiburg i. Br., 1994, S. 180); 1978 erschien, ebenfalls im Leipziger Reclam Verlag, der Band »Der Fiedler im Ghetto. Jiddische Gedichte aus Polen«. Übertragen und ausgewählt von Hubert Witt. Ihm sind die abschließenden Worte Dowid Sfar's entnommen (S. 175); Das filmische Dokument »Geheimsache Ghettofilm/Das Warschauer Ghetto: Eine filmische Spurensuche« von Yael Hersonski ist als DVD bei der Bundeszentrale für politische Bildung erhältlich; Die DVD »Wahrheit und Lüge: Dreharbeiten im Ghetto Theresienstadt 1942 bis 1945« ist über das Jüdische Museum in Prag zu beziehen; Roman Polanskis Film »Der Pianist« aus dem Jahr 2002, der Szpilmans Memoiren zur Grundlage hat und sein Schicksal weltweit bekannt machte, bedarf kaum eigener Erwähnung.

Ralf Frodermann, geb. 1959 in Bad Salzungen, Autor (Publikationen in *Jazzpodium*, *jungle world*, *Prodomo* u. a.)/»Im Rücklicht der Gegenwart/Inventionen I« (Berlin, 2012), lebt und arbeitet in Watzum, Niedersachsen,
www.universitaet.bockwurst.de.vu

werkraum bild und sinn

Eine kleine Galerie in Berlin-Kreuzberg lotet Ebenen und Grenzen der Fotografie aus
Interview mit einer Galeristin

Vor rund einem Jahr hat das Projekt begonnen, Ausstellungen in der Bergmannstraße zu präsentieren. Gerade läuft die siebte, zwei weitere sind bereits angekündigt. Als Motto wurde ein Zitat von Claude Lanzmann gewählt: »Man muss wissen und sehen und man muss sehen, um wissen zu können. Diese beiden Aspekte können nicht voneinander getrennt werden.« Unter den vier Verantwortlichen ist Dr. Alexandra Klei, die an der BTU Cottbus in »Theorie der Architektur« promoviert wurde.

JR: »werkraum bild und sinn« das sind nur vier Worte, die allerdings eine interessante Assoziationskette aufmachen. Was ist die Idee des Projektes und wie ist es dazu gekommen?

AK: 2009 organisierten Annika Wienert und ich eine Tagung an der Ruhr Universität Bochum, die sich mit der Transformation der Orte ehemaliger Konzentrations- und Vernichtungslager beschäftigte. Sebastian Sprengler unterstützte damals die Durchführung. Wir wollten uns dem Thema auch mit Hilfe von künstlerischen, besonders fotografischen Auseinandersetzungen annähern. So haben wir Christian Herrneck eingeladen, einen Zwischenstand seines fotografischen Langzeitprojektes »Niemandes Orte« vorzustellen, in dem er die Orte ehemaliger NS-Lager und Ghettos dokumentiert. Seit 2013 können wir nun im Nebenraum des Peccato de Vino ausstellen.



Foto: Christian Herrneck.

Adolf Burger ist 1917 in der heutigen Slowakei geboren. Der jüdische Buchdrucker war im Widerstand gegen die Nazis aktiv, flog auf und kam 1942 ins Konzentrationslager. Nach zwei Jahren im KZ Auschwitz wurde er ins KZ Sachsenhausen in die Banknoten-Fälscherwerkstatt abkommandiert – bekanntgeworden durch den Spielfilm »Die Fälscher« (Regie: Stefan Ruzowitzky), der auf den Erinnerungen Adolf Burgers beruht. Das Kriegsende erlebte Burger im KZ Ebensee in Österreich. Er schaffte es, einen Fotoapparat zu organisieren und schuf mit seinen Bildern seiner Mithäftlinge bleibende Zeugen des Ungeheuerlichen, was in den Lagern vor sich gegangen war.

Bereits seit der Tagung setzen wir uns mit Fotografie, ihren Grenzen und Möglichkeiten der Annäherung an eine Realität auseinander. Es war dann nur konsequent, das auf den Raum zu übertragen, uns und anderen eine Plattform zu geben, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen.

JR: Sind alle Beteiligten Fotografen bzw. Künstlerinnen und Künstler?

AK: Nein, Christian ist der einzige professionelle Fotograf von uns. Annika ist Kunsthistorikerin, Sebastian Medien-

wissenschaftler und ich bewege mich zwischen Architekturgeschichte und -theorie.

JR: Bei den bislang präsentierten Ausstellungen scheinen die Bereiche Alltägliches und Fremdes sowie das Verschwimmen der Grenzen zwischen beidem eine Art Klammer zu bilden. Könnte man das so ausdrücken?

AK: Ich weiß nicht, ob es um Fremdes geht. Wir beschäftigen uns eher mit Themen, die im Alltag vieler anderer weniger präsent sind, unseren aber stark bestimmen. Perspektivisch planen wir u.a. einen Schwerpunkt auf die Themen Flüchtlinge und EU-Außengrenzen zu legen.

JR: Bei der Ausstellung RE:Guben wurde an den algerischen Flüchtling Farid Guendoul erinnert, der vor 15 Jahren im brandenburgischen Guben von einem rassistischen Mob in den Tod gehetzt wurde. Diese Ausstellung war eingebunden in ein größeres und länger andauerndes Projekt?

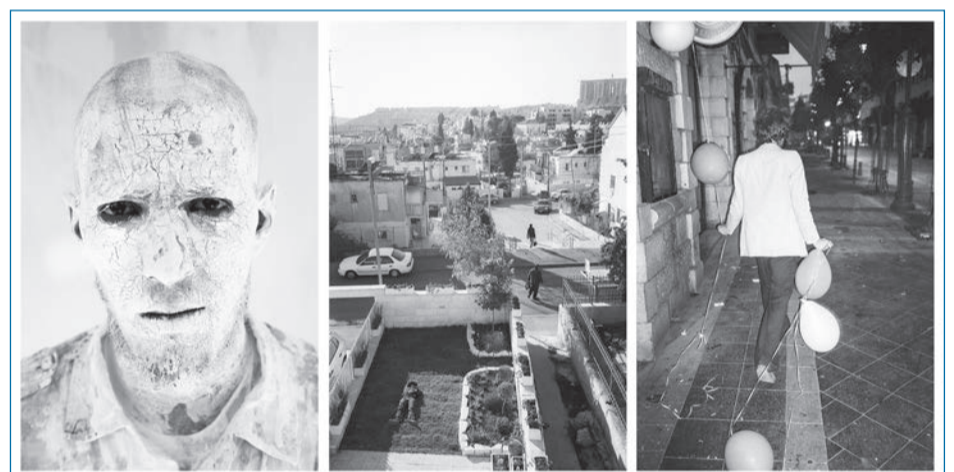
AK: Ich beschäftige mich mit diesem Thema bereits seit dem Zeitpunkt, als die Tat selbst geschah. Damals arbeitete ich für eine Beratungsstelle in Südbrandenburg, die Opfer rechter Gewalt unterstützte. Ich begleitete dann die Familie und die Freunde von Farid Guendoul über Jahre und beobachtete auch das Gerichtsverfahren. Die Frage, wie den damals rund 100, mittlerweile mehr als 180 Opfern rechter Gewalt zu gedenken sei, hat mich immer sehr interessiert. Mit anderen zusammen organisierte ich deshalb für ein Jahr lang unter dem Titel RE:Guben eine Website, die Artikel, Interviews, Analysen zur Situation in Guben und zum Umgang mit den Opfern rechter Gewalt veröffentlichte. Das Projekt war mit dem 15. Todestag zu Ende und sollte eine andere Form des Gedenkens an Farid Guendoul sein, als an dem Gedenkstein in Guben Blumen abzulegen – eine Geste, die meines Erachtens der Tat und ihrem Opfer kaum gerecht wird. Die Ausstellung beruht auf einem Konzept, für das ich Christian Herrneck schnell gewinnen konnte: Die Nacht selbst zum Gegenstand zu machen und anhand von heutigen Abbildungen der Orte des Geschehens zu erzählen, das heißt ihren Ablauf, im raum- und zeitgreifenden aggressiven Agieren der Täter, das Nichtagieren der Polizei und die Folgen für die Opfer. Ich hätte mir allerdings gewünscht, dass die Ausstellung und die Website auch den Effekt haben, eine größere Diskussion darüber anzustoßen, wie Opfern rechter Gewalt jenseits von Gedenksteinen und -feiern erinnert werden könnte. Das hat aber leider nicht stattgefunden.

JR: Auch geschichtlichen Themen nähern Sie sich an. Da gab es die Ausstellung über Verdun, und eine über Belgien ist geplant, in denen der Erste Weltkrieg und seine Nachwirkungen Thema sind. Außerdem wurden erstmals die Fotografien in einer Bilderreihe ausgestellt, die Adolf Burger kurz nach der Befreiung im KZ Ebensee in Österreich machte.

AK: Ja, die Ausstellung der Bilder von Adolf Burger war uns ein wichtiges Anliegen, auch deshalb, weil wir beobachten, dass derartige Fotografien immer zur Illustration eines historischen Sachverhaltens dienen, aber nicht hinsichtlich ihrer eigenen Zeugenschaft betrachtet werden. Man sollte sie als Quellen verstehen und ihnen einen eigenen Wert einräumen. Das haben wir mit der Präsentation versucht und werden es perspektivisch weiter verfolgen. Auch das Thema des Ersten Weltkrieges wird uns weiter beschäftigen. Grundsätzlich geht es dabei um die Frage, wie sich die Sicht auf das Thema »100 Jahre Erster Weltkrieg« verändert, wenn weniger bekannte Aspekte einbezogen werden, wie etwa die Diskriminierung jüdischer Soldaten im deutschen Heer durch die sogenannte »Judenählung«, die Deportation von Zivilisten anderer Länder zur Zwangsarbeit nach Deutschland oder die Rolle der chemischen Industrie. Dies alles scheint erst langsam Eingang in den allgemeinen Narrativ zum Ersten Weltkrieg zu finden.

Grenzen von Fotografien sind, was ein Bild vermitteln kann, wenn ihm keine sprachlichen Informationen mitgegeben werden. Seine Arbeit verhält sich im Vergleich zu den bisherigen Ausstellungen dazu ja am radikalsten: Sie kann den Betrachter dazu bringen, sich auf die Fotografie selbst zu konzentrieren, sie allein im Rahmen sowohl seiner mitgebrachten Kategorien zu Israel/dem Westjordanland zu betrachten als auch in der Beziehung zu der sie umgebenden Auswahl an Bildern.

Viele andere Fotografen arbeiten sich an den klischeehaften Bildern ab; üblich ist es, Siedler, Ultraorthodoxe, Soldaten, steinwerfende palästinensische Jugendliche zu zeigen, etwas, was die Vorstellung vieler hier von Israel prägt. Dabei wird vergessen, dass es ein normales Leben gibt; die Menschen führen es schlicht innerhalb eines extremeren Rahmens, als dem, in dem wir leben. Ich denke, dass die Bilder, die Alexander zeigt, sich dem viel stärker als andere annähern.



land 2009 – 2012

Fotos: Alexander Janetzko

JR: Wie schafft man es in prekären Zeiten Kunstprojekte zu finanzieren?

AK: Ehrlich gesagt durch Selbstaussbeutung und die Bereitschaft der Fotografen, die eigenen Kosten zu tragen. Wir haben jetzt allerdings einen Verein gegründet, um Menschen eine Möglichkeit zu geben, uns mit Spenden zu unterstützen und um leichter Anträge stellen zu können. Für eine der kommenden Ausstellungen – *Inne Miasto* über das heutige Gebiet des vormaligen Ghettos in Warschau der polnischen Fotografen Elzbieta Janicka und Wojciech Wilczyk, die Ende November eröffnet wird – mussten wir finanzielle Unterstützung einwerben und das hat ganz gut funktioniert.

JR: Wie kam es zur aktuellen Ausstellung land 2009 – 2012 des Fotografen Alexander Janetzko, der aus seinen Aufenthalten in Israel und im Westjordanland Bildserien erstellte?

AK: Ich kenne Alexander Janetzko schon sehr lange. Sein Verständnis von Fotografie, seine Arbeitsweise haben mich immer interessiert, ich glaube sogar, er hat viele meiner Überlegungen und meinen Zugang zum Thema geprägt. Ich sehe seine Arbeit als einen wichtigen Beitrag zur Auseinandersetzung zwischen uns, weil sie sehr stark die Fragen berührt, was die

Vielen Dank für das Interview.

Das Interview führte Susanne Wein

Die Ausstellung *land 2009 – 2012* zeigt schwarz-weiß Fotografien, die innerhalb der vier Jahre in Israel und im Westjordanland entstanden sind und sich unterschiedlichen Themen und Menschen widmen. Die Fotografien sind einerseits gewöhnlich, weil sie Alltagsmomente zeigen, wie von jedem anderen Ort auf der Welt. Sie sind damit andererseits ungewöhnlich, weil sie sich nicht darauf beschränken, die Bilder der Konflikte, Anschläge und Kriege in Israel zu reproduzieren oder sich mit der Abbildung der auffälligen Gegensätze des Landes begnügen. Die Fotografien erzählen Geschichten, die aus der Entfernung nicht immer zu sehen sind, Geschichten, die sich nicht nur in den Extremen abspielen – *land 2009 – 2012* im werkraum bild und sinn.

10961 Berlin, Bergmannstraße 59
im Peccato de Vino
Vom 19. 9. bis zum 11. 10. 2014
Geöffnet: Di. – Sa 16 – 23 Uhr
So. 16 – 21 Uhr.

Die Prager Deklaration

Ein gefährliches Dokument

Von Dovid Katz

Wir leben in Zeiten, die vom Internet geprägt und von besonderer politischer Korrektheit bestimmt werden. Ideen, die gefährlich, extremistisch, revisionistisch, rassistisch, antisemitisch etc. sind, werden oft weichgespült, verwässert. Sie werden gleichsam verschlüsselt, damit die, die anfällig sind für solche widerlichen Botschaften, sie verstehen, während der Rest der Welt, der Mainstream, die Medien, Regierungen und alle anderen nichts Besorgniserregendes an ihnen erkennen können. Ihre Verbreitung erfolgt sozusagen »unter dem Radar«. In mancherlei Hinsicht kann das gefährlicher sein als ganz offen »empörende« Dokumente, die sofort auf Widerstand von Menschenrechts- und Minderheitenaktivisten oder anderen stoßen.

Lassen Sie uns nach dieser Vorbemerkung zurückkehren zum Antisemitismus in Osteuropa, dem Thema meines Artikels in der letzten Ausgabe der Jüdischen Rundschau. Wir hatten festgestellt, dass der Antisemitismus hier – anders als der typische westliche, der sich als »Antizionismus« tarnt oder auf jahrhundertalten religiösen Vorurteilen basiert – untrennbar verbunden ist mit dem Holocaust. Manche verwenden den Begriff »Holocaust-Neid« für diese neuere Form kollektiver Verwirrtheit, die in kollektiven Hass mündet. Andere sehen in ihr das Wirken von osteuropäischem Ultranationalismus: Eine Leidenschaft, perfekte Opfer-Narrative zu kreieren ohne Irrtümer oder Fehlverhalten – die indes unvereinbar sind mit dem tatsächlichen Geschehen in Nationen wie denen des Baltikums (Litauen, Lettland, Est-

land) oder der Ukraine, wo sich während des Holocaust viele tausend Menschen freiwillig zur Ermordung von Juden meldeten und so die deutschen Nazis entlasteten. Oftmals geschah dies unter der Behauptung, alle Juden seien Kommunisten und würden den Tod verdienen.

Doch jede Umschreibung von Geschichte, jede Fälschung von Geschichte benötigt ein grundlegendes Dokument, eine Charta, auf die sie sich berufen kann. Im Fall des Konstrukts »zweier gleichwertiger Völkermorde«, auch als Doppelter Genozid berüchtigt, ist dieses ausgeklügelte Dokument die im Juni 2008 proklamierte Prager Deklaration. Sie ist ein Dokument von Orwell'scher Dimension. Sie fordert, beispielsweise, dass »das europäische Bewusstsein für die von kommunistischen Diktaturen begangenen Verbrechen gegen die Menschheit in gleichem Maß entwickelt wird, wie dies für die Nazi-Verbrechen geschehen ist«. Zusätzlich zu dem Versuch, die die Geschichte der Vernichtung des europäischen Judentums zu verfälschen, erkennen wir hier einen Versuch von Gedanken-Kontrolle. Ein »europäisches Bewusstsein«, nicht mehr und nicht weniger, soll hier geschaffen werden, das »in gleichem Ausmaß« informiert ist über kommunistische wie Nazi-Verbrechen. Denkt man das konsequent weiter, müssen jene, die Auschwitz 1945 befreit haben – die sowjetische Armee – auf »gleicher« Ebene stehen wie die, die dort den Genozid ins Werk setzten – die Nationalsozialisten und ihre Helfer. Welch ein Unfug!

Doch die Prager Deklaration nutzt die Formulierung »in gleicher Weise« auch in einer Reihe weiterer Forderungen. Manche von ihnen klingen abstrakt:

»Es soll anerkannt werden, dass viele im Namen des Kommunismus begangene Verbrechen zukünftigen Generationen auf gleiche Weise als Warnung vor Verbrechen gegen die Menschheit gelten sollen, wie das in den Nürnberger Prozessen über die Verbrechen der Nazis formuliert wurde«.

Doch andere Forderungen an unser neues Europa sind sehr genau: So soll zum Beispiel ein gemeinsamer Gedenktag für die Opfer kommunistischer und Nazi-Verbrechen vermischen und gleichsetzen:

»Der 23. August, der Tag, an dem der auch als Molotov-Ribbentrop-Vertrag bekannte Hitler-Stalin-Pakt unterzeichnet wurde, soll in Europa als Tag des gemeinsamen Gedenkens an die Opfer der totalitären Diktaturen der Nationalsozialisten und der Kommunisten auf gleiche Weise begangen werden wie der 27. Januar, an dem der Opfer des Holocaust gedacht wird«.

Hier ist das »auf gleiche Weise« noch verräterischer. Der neue einheitliche Feiertag würde in ganz Europa das Gedenken an den Holocaust ersetzen, wie das bereits heute in den meisten osteuropäischen Staaten und vielen »Völkermord-Museen« dort Realität ist, wo der Fokus auf kommunistischen Verbrechen liegt.

Die vielleicht am meisten verstörende Forderung der Prager Deklaration ist die nach einer »Neujustierung und Überarbeitung europäischer Geschichtslehrbücher, so dass Kinder auf gleiche Weise vor dem Kommunismus und seinen Verbrechen gewarnt werden können wie vor denen des Nationalsozialismus«. Geschichtslehrbücher in ganz Europa sollen im Geist dieses Rot-ist-gleich-braunen Wahns umgestaltet werden.



Prof. Dovid Katz, Vilnius, Litauen

Und das bringt uns zum speziell für Überlebende des Holocaust und ihre Familien schmerzvollsten Punkt von allen. All die nationalistischen Regierungen in Osteuropa, die sich der »Gleichbetrachtung« von sowjetischen und nationalsozialistischen Verbrechen verschrieben haben, interpretieren sie in ihrer realen Politik als Freibrief, Nazi-Kollaborateure zu ehren, zu glorifizieren, ihrer, aus Steuermitteln finanziert, als nationale Helden zu gedenken. Immerhin waren nahezu alle Nazi-Kollaborateure in Osteuropa »antisowjetisch«. Lettland und Estland haben ihre schändlichen Waffen-SS-Divisionen geehrt, Litauen hat 2012 seinen Nazi-Premierminister von 1941 erneut mit allen staatlichen Ehrungen beigesetzt, der mit seiner Unterschrift unter Dokumenten die Juden seiner Stadt in Todeslager und Ghetto schickte. Ungarn feiert in diesem Jahr einige seiner Kollaborateure ...

Homepages: www.DefendingHistory.com; www.DovidKatz.net
Übersetzung aus dem Englischen von Thomas Weidauer.

REZENSIONEN

Eine literarische Wiederentdeckung

Aus dem Exil wirft Hermann Sinsheimer seinen Blick auf Deutschland

Von L. Joseph Heid

Nimmt man alle seine Leistungen zusammen, so muss man sich wundern, dass Hermann Sinsheimer durch die wechselvollen Zeitläufe hinweg vergessen werden konnte. Deshalb ist es gut, dass mit der Edition der Originalausgabe seiner Erinnerungen ein Mann des Theaters, des Feuilletons, des Romans und was sonst noch herauszustellen wäre, ein Mann von Format ins Bewusstsein der Gegenwart gerückt wird – eine literarische Wiederentdeckung, einfühlsam und kenntnisreich vorgestellt von Deborah Vietor-Engländer. Hermann Sinsheimer (1883–1950) darf nicht zuletzt gerühmt werden als einer der Entdecker Bertolt Brechts.

Als Theaterintendant auf der Bühne blieb Sinsheimer immer der angriffslustige Kritiker und verschwendete mehr Temperament an die Schauspieler, als an ihre Rollen. Ihm war nichts in den Schoß gefallen, und was er schuf, unterzog er stets einer Selbstkritik – und einem Selbstzweifel.

Seine ab 1945 verfassten Lebenserinnerungen, die Sinsheimer selbst mit »Gelebt im Paradies« überschrieben hat, folgen keinen chronologischen Abläufen, sondern erzählen biographische Exkurse. Sinsheimer ist ein Stilist höchster Qualität, ein elegant schreibender Flaneur. Er zeigt sich als ein an den hohen Ansprüchen der Münchener Neuesten Nachrichten, des Simplicissimus – dessen Chef er seit 1924 war – und des Berliner Tageblatts geschulter Feuilletonist.

In München fühlte er sich nicht sonderlich wohl, ihn zog es 1929 nach Berlin. München war für ihn das größte Dorf Deutschlands, und da war noch mehr: »Damals aber schon zu einer krähwinkligen Kleinstadt verpöbelnd, wo der von allem Anfang an notorische Falschspieler und Falschmünzer A. Hitler seine falschen Trümpfe und Blechmünzen auf den Tisch donnern durfte«. München war ihm also zu provinziell, zu miefig und politisch zu abstoßend.

Kurz vor seinem 50. Geburtstag war er noch im Februar 1933 von Theodor Wolff

zum ersten Kritiker im »Berliner Tageblatt« geworden – als Nachfolger Alfred Kerrs. Er konnte sich nicht lange über seinen Aufstieg freuen: Im Juni 1933 veröffentlichte er seine letzte Kritik in einem nichtjüdischen Blatt. Dann wurde er regelmäßiger Mitarbeiter der zionistischen Jüdischen Rundschau – unter der Leitung von Robert Weltsch die beste jüdische Zeitung, die Sinsheimer je zu Gesicht gekommen war.

Allerdings wurde kurz darauf aus einem tüchtigen Journalisten, sozusagen über Nacht ein, wie er selbst schreibt, zur »Austreibung reifer Jude«. Sinsheimer war nicht wenig überrascht, als ihn bereits im Londoner Exil im Dezember 1938 ein Telegramm vom Jüdischen Kulturbundtheater in Berlin erreichte mit der Nachricht, sein Stück »Benjamin – Wohin?« sei dort mit stürmischem Erfolg uraufgeführt worden – und dies anderthalb Monate nach den Novemberpogromen. Es war seine im Auftrag des Jüdischen Kulturbundes bearbeitete Dramatisierung der jiddischen Novelle »Die Reisen

Benjamins III.« von Mendele Moicher Sforim. Diese und andere Inszenierungen des Jüdischen Kulturbundes zeigen eine merkwürdig absurde Seite der Nazizeit in



Berlin auf. Über die bis 1941 bestehende de facto Zwangsorganisation, die so viele Talente beherbergte, haben z.B. Eike Geisel und Henryk M. Broder 1992 veröffentlicht.

Als Memoirenschreiber ist Sinsheimer eine literarische Neuentdeckung.

So formulierte er über 1938, als er Deutschland unfreiwillig verlassen musste, es sei ihm ein »zum Beißen geeigneter Zahn nach dem anderen ausgezogen und schließlich die Zunge aus dem Mund gerissen« worden. Mit dem Erlass des sog. Schriftleitergesetzes, das »Nichtariern« ab dem 1. Januar 1934 die Tätigkeit als Redakteur untersagte, hatten die Nazis ihn endgültig seiner deutschen Identität beraubt und das »Paradies«, in dem er bis dahin gelebt hatte, genommen. Indes hatte er mit der Inmachtsetzung Hitlers noch eine andere Heimat für sich entdeckt: Das Judentum oder genauer den Zionismus. Dennoch, er musste das bittere Brot des Exils essen, zunächst ab April 1938 in Palästina, wo er nur bis Ende Mai 1938 blieb, dann in England. Doch

auch außerhalb der deutschen Grenze fühlte er sich eigenem Selbstverständnis nach immer als »Kind und Bürger« des ehemaligen Deutschlands mit Erinnerungen und Assoziationen, die, obwohl im deutschen Humus wurzelnd, zeitlich und seelisch über die deutsche und europäische Atmosphäre hinüberreichten.

Nach Deutschland ist Sinsheimer nicht mehr zurückgekehrt. Er starb 1950 in London und sein »Gelebt im Paradies« blieb bis zu seinem Tod unveröffentlicht.

Zwar waren seine in der zweiten Dekadenhälfte der 1940er Jahre verfassten Erinnerungen 1953 erstmals erschienen – doch sie waren verfälscht und auf fatale Weise zensiert, ja, sogar durch Eingriffe demoliert – von dem ehemaligen Nazi-Publizisten Gerhard Pallmann. Ihm war es gelungen, die Rechte des Manuskripts von Sinsheimers britischer Frau zu bekommen, die unbedingte die Autobiographie ihres Mannes gedruckt sehen wollte und keine Ahnung hatte, wer Pallmann war. Welches Motiv Pallmann hatte, acht Jahre nach Endes der NS-Zeit und drei Jahre nach Sinsheimers Tod dessen

Lebensbericht stark entstellt zu veröffentlichen, bleibt rätselhaft. Im restaurativen Adenauer-Deutschland war vieles möglich. Die aktuelle Neuherausgabe ist umso erfreulicher. Sie zeigt die unbotmäßigen Streichungen auf und setzt das Manuskript in seinen ursprünglichen Stand zurück. Dabei zeigt sich, dass Sinsheimers Memoiren eben keine apolitische Anekdotensammlung sind, auf die Pallmann sie offensichtlich reduzieren wollte.

Was ist das Fazit der Sinsheimerschen Lebensleistung? Er selbst urteilte: »Roman, Essay, Biographie? Keines ist zu Ruhm gekommen oder hat mich in die Sonne des Erfolgs gerückt. Aber was bedeuten alle diese Bücher, verglichen mit den Tausenden von Artikeln, Kritiken, satirischen Bildtexten, literarischen Portraits, Nachrufen, Bearbeitungen und Beratungen, die meine Tage und Nächte für vergängliche Zeitungsspalten und Zeitschriftenseiten in Anspruch genommen haben! ... Aber sie sind, unbetrübt, den Weg aller Makulatur gegangen.«

Sinsheimers Schriften gehören sowohl zur Theaterkultur der Wei-

marer Republik als auch zur Literatur des Jüdischen Kulturbundes in den 1930er Jahren und des Exils. Er selbst beurteilte sein Talent einseitig kritisch und fand es nicht konstruktiv genug. Eine glatte Untertreibung. In seine Erinnerungen kann sich die Nachwelt nun mit Genuss vertiefen. Was seinen Lebensbericht so lesenswert macht, sind nicht zuletzt die Begegnungen mit all den kreativen »Gestalten«, die seine Lebensbahn kreuzten.

Die Leserinnen und Leser dürfen sich schon freuen, wenn voraussichtlich im Herbst 2014 Band 2 mit Sinsheimers »Jüdische Schriften« herauskommen, darunter auch die inzwischen berühmte Monografie »Shylock«. Als Band 3 werden dann seine Theater- und Filmkritiken erscheinen.

Hermann Sinsheimer: Gelebt im Paradies. Gestalten und Geschichten, Verlag für Berlin-Brandenburg, Berlin 2013, 432 S. 24,95 €, ISBN 978-3-942476-55-3

Eine Geschichte der Apokalypse

Die Enzyklopädie der Ghettos während des Holocaust nunmehr auf Deutsch

Von L. Joseph Heid

Ein gewichtiges Werk im doppelten Wortsinn – ein Standardwerk, das ist die Enzyklopädie der Ghettos während des Holocaust. Und der interessierte Leser mag sich verwundert fragen, warum es so lange gedauert hat, bis eine solche Gesamtdarstellung auch in Deutsch zur Verfügung steht, eine Darstellung, die auf der im Jahr 2009 auf Englisch erschienenen Enzyklopädie der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem fußt. Diese benutzerfreundliche Enzyklopädie ist der erste Versuch einer systematischen, für Wissenschaftler und Laien verständlichen Präsentation des historischen Wissens über die Ghettos, welche die Nazis und ihre Kombattanten während des Krieges in den von ihnen okkupierten Teilen Europas eingerichtet hatten – abgeriegelte Ghettos, in denen Juden interniert und aus denen die meisten von ihnen in den Tod geschickt wurden.

Der Begriff »Ghetto« existiert seit der Frühen Neuzeit und ist kein radikal neuer Begriff aus dem Wörterbuch des Hitlerismus. Indem die Nationalsozialisten dieses Wort in ihre Sprache integrierten, knüpften sie an eine jahrhundertalte antisemitische Tradition an. Innerhalb einer sehr kurzen Zeitspanne machte der Terminus dann einen Bedeutungswandel durch und führte seit Ende 1939 zu einer neuen Vorstellung davon, was ein Ghetto war und was es sein sollte. Dieser Wandel deutet auf eine noch radikalere Veränderung bzw. Eskalation des Antisemitismus des Nationalsozialismus in den 1930er Jahre hin. Eine weitere Stufe der Radikalisierung ereignete sich unmittelbar vor dem Krieg, der die Deutschen mit dem osteuropäischen, als besonders bedrohlich betrachteten Judentum, in Kontakt bringen sollte. In der Folge unterwarfen die Nationalsozialisten den Ghetto-Begriff einem ständigen Bedeutungswandel, indem sie immer wieder seinen Sinn änderten und wie ein Stück formbaren Ton

ihren jeweiligen Zielen anpassten.

1.100 Einträge zu den Orten der Verfolgung in den von Deutschen besetzten Gebieten seit 1939 bieten die Möglichkeit einer umfassenden Erschließung. Die bisherige Forschung zu diesem Gegenstand war bestenfalls Stückwerk.



Die Enzyklopädie handelt vom Grauen des großen Judenmordes 1939–1945. Es ist die Geschichte der Apokalypse, ein Dokument, über den »Krepierwinkel Europas« – wie Oskar Rosenfeld, einer der Chronisten des Ghettos Łódź/Litzmannstadt die Ghettos bezeichnet hat. Über das Schicksal der Ghettos und seiner Bewohner ließen die Nazis keinerlei Zweifel. SS-Brigadeführer Friedrich Übelhör, Regierungspräsident von »Litzmannstadt«, kündigte an: »Zu welchen Zeitpunkten und mit welchen Mitteln das Ghetto (...) von Juden gesäubert wird, behalte ich mir vor. Endziel muss jedenfalls sein, dass wir diese Pestbeule restlos ausbrennen.«

Bis zum Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 dienten die Ghettos der vorübergehenden Konzentration von Juden, um deren Arbeitskraft auszubeuten, und sie später in der genannten Absicht an einen anderen Ort zu deportieren. Die Ghet-

tos dienten auch zur Täuschung, um das Morden zu kaschieren und zu erleichtern. Eine zentrale Ghetto-Ordnung innerhalb des Planungsprozesses der Deutschen gab es indes nicht, ein entsprechendes Dokument ist jedenfalls nie gefunden worden; ebensowenig wie das Ghetto selbst ein je gleichgestaltetes Phänomen war, das über eine einheitliche organisatorische Infrastruktur verfügte. Vermutlich war sich die NS-Bürokratie zunächst über den Ursprung oder Zweck der Ghettos selbst nicht im Klaren. Als »vorübergehend« galten sie, weil man die Juden so bald wie möglich an einen anderen Ort zu deportieren gedachte, zum Beispiel in ein »Reservat« in der Nähe der polnischen Stadt Lublin, nach Madagaskar oder in die arktischen Regionen der Sowjetunion. Hier hat die Forschung noch einige Fragen zu beantworten.

Jeder Artikel erzählt die Geschichte der Juden an einem bestimmten Ort während des Holocaust. Die Enzyklopädie arbeitet eines der Schlüsselphänomene jüdischen Lebens heraus, das im Kontext des Holocaust eine wichtige Rolle spielte. Der fokussierte Blick liegt auf die den Juden zugeteilten Ghettos als ein spezifisch osteuropäisches Phänomen. (In Mitteleuropa existierte nur das Ghetto in Theresienstadt; in Griechenland gab es kurzzeitig Ghettos in Saloniki.)

Die Konzentrierung von Juden, namentlich Juden aus Osteuropa, in den Ghettos setzte bei den Initiatoren dieser Zwangseinrichtungen atavistische »sinnliche« Erfahrungen frei, die eine große Bandbreite von Verhaltensweisen hervorrief: Die deutschen Besatzer waren zum ersten Mal direkt mit dem von ihnen selbst geschaffenen »jüdischen Ghetto« konfrontiert. Die »Ghetto-Juden« mit ihrer »typischen Erscheinung«, die den Karikaturen der Nazis entsprach, widerstanden die »Herrenmenschen« an, analysiert Dan Michman, und stießen sie ab. Zeitgenössische Quellen, darunter auch Bemerkungen einfacher Wehrmachtssol-

daten, enthalten zahlreiche Ausdrücke, die dies belegen. Darunter Formulierung, die nichts als verachtend wirken, wie: »jüdische Gefahr«, »üble Charaktere«, »gemeine und dreckige polnische Juden« oder »Gewürm«.

Die Enzyklopädie gibt auch Auskunft über die von den NS-Deutschen zwangsweise errichteten sogenannten Judenräte, die von Ghetto zu Ghetto unterschiedlich, eine disparate Strategie verfolgten. Es gab in unterschiedlichem Ausmaß Solidarität, es gab unterschiedliche Überlebensstrategien.

Im Anhang findet sich ein Beitrag über die im Deutschen Reich errichteten sogenannten Judenhäuser, ein bislang von der Holocaust-Historiographie wenig erfasseter Aspekt.

Kritisch anzumerken ist das Fehlen einer umfangreichen Bibliographie zu den einzelnen Artikeln. Eine Auswahlbibliographie erscheint angesichts der monumental Enzyklopädie als nicht ausreichend.

Das Werk setzt der jüdischen Reaktion auf die Ghettoisierung ein Denkmal, ein Zeugnis für den Kampf gegen einen vom Feind erzwungenen Tod. Es berichtet vom verzweifelten Widerstand der Opfer und erzählt die Geschichte des jüdischen Volkes, das einen hoffnungslosen Überlebenskampf führte. Die Enzyklopädie, als institutionalisiertes Gedächtnis der jüdischen Zwangsgemeinschaft gedacht, gestattet einen tiefen Einblick in eine Existenz jenseits humaner Lebensbedingungen, sie ist ein beredtes Zeugnis der Leidensgeschichte einer jüdischen Gemeinschaft, ein Dokument des Zivilisationsbruchs, ein Menschheitsgedächtnis.

Die Yad Vashem Enzyklopädie der Ghettos während des Holocaust. 2 Bde. Hgg. v. Guy Miron und Shlomit Shulhani, Wallstein Verlag, Göttingen 2014, 1091 S., 99 € ISBN 978-3-8353-1330-9

Ehrengrab für Ex-Neonazi

Manfred Plöckinger, der Juni-Aufstand 1953 und die NPD

Von Anton Maegerle

Manfred Plöckinger (1932–2002) war aktiver Teilnehmer am Juni-Aufstand 1953 in der Hauptstadt der DDR. Später verkehrte der militante DDR-Hasser in Westberliner NPD- und Neonazi-Kreisen. Sein Name findet sich deshalb in einem Verfassungsschutzbericht des Bundes. Trotz seiner rechtsextremen Umtriebe ruhen die sterblichen Überreste von Plöckinger in einem Ehrengrab (!) der Stadt Berlin.

Ein berühmt gewordenes Foto zeigt den damals 21-jährigen Bauarbeiter der Ostberliner Stalinallee hinter schwarz-rot-goldenen Fahnen am Brandenburger Tor beim ersten antistalinistischen Aufstand in der DDR am 17. Juni 1953. Plöckinger wurde danach verhaftet und musste zwei Jahre im Gefängnis verbringen. Nach seiner Entlassung aus der DDR-Haft und Flucht in den Westen trat er dem stramm antikommunistischen »Komitee 17. Juni« bei, das am 3. Oktober 1957 als »Vereinigung 17. Juni 1953 e.V.« ins Vereinsregister eingetragen wurde. Ende



Klaus Wowereit hält 2013 auf dem Friedhof Seestraße in Berlin eine Rede aus Anlass des 17. Juni 1953.

der 60er Jahre schloss sich Plöckinger der rechtsextremen »Peter-Fechter-Jugend« an und avancierte nach kurzer Zeit zum Vorstandsmitglied. Fechter (Jg. 1944) war im August 1962 von DDR-Grenzsoldaten an der Berliner Mauer erschossen worden. Er ist eines der bekanntesten Todesopfer der deutsch-deutschen Grenze. Im Juni 1968 organisierte die nach Fechter benannte »Jugend« einen Überfall auf das Zentrum des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) in Berlin-Moabit. Plöckinger prahlte gegenüber dem Berliner Extra-Dienst kurz nach dem Überfall, »dass er sich im Keller seines Wohnhauses ein Lager mit Rauchbomben und Tränengas zugelegt habe«. Geführt wurde die »Peter-Fechter-Jugend« von Hans-Ulrich Pieper, damals Propa-

gandareferent der NPD-Nachwuchsorganisation Junge Nationaldemokraten (JN). Zuletzt war Pieper 2011 parteiloser Kandidat der Berliner NPD bei der Wahl zum Abgeordnetenhaus. Zeitweilig fand Plöckinger auch bei der NPD eine politische Heimat. 1970 wurde er zu einem ihrer Kreisvorsitzenden in Berlin gewählt. Sein politischer Weg führte Plöckinger dann zur National-Liberalen Aktion (NLA), einer Vorgängerin des CSU-Freundeskreises in West-Berlin.

Vereinigung 17. Juni 1953 e.V.

Plöckinger, Anhänger unkonventioneller Aktionen gegen den politischen Gegner, sah die »Vereinigung 17. Juni 1953 e.V.«, die er von 1972 bis zu seinem Tod im Dezember 2002 führte, als »Kampfverband« an. Durch Mitwirkung an der Planung und Durchführung von Fluchtaktionen aus der DDR und durch immerwährende Protestaktionen gegen die Mauer machte sich Plöckinger in einschlägigen Kreisen einen Namen. Als Plöckinger starb, gehörten drei Personen dem Beirat der »Vereinigung 17. Juni 1953 e.V.« an: Heinrich Lummer, Emil Schlee und Horst Übelacker. Lummer ist ein heute noch bekannter ehemaliger Rechtsaußen-Politiker der CDU. Schlee war Europaparlamentarier der rechtsextremen Republikaner (REP) und REP-Landesvorsitzender in Schleswig-Holstein. Übelacker amtierte als REP-Kreisvorsitzender in Garching.

Mit Lummer hatte Plöckinger bereits Anfang der 70er Jahre zu tun. Der stramme Sozialistenfresser Lummer war damals CDU-Fraktionsvorsitzender in Westberlin und scheute auch keine Kontakte ins rechtsextreme Milieu. Im Januar 1971 übergab Lummer bei einem konspirativen Treffen in einer Seitenstraße des Kurfürstendamms Plöckinger und Philipp Gölles 2.000 Mark, gebündelt in Hunderten. Die beiden ehemaligen NPD-Kreisvorsitzenden zählten damals zu den »rührigsten Berliner Rechtsradikalen« (Der Spiegel). Die Geldübergabe an die Neonazis meldete ein V-Mann des Berliner Verfassungsschutzes in der Neonazi-Szene seiner Dienststelle.

Neonazis gegen die »Sozis«

Das Geld floss, so der V-Mann Axel Lutze, an die vom Verfassungsschutz beobachtete »Aktionsgemeinschaft 17. Juni«. Mitglied des Führungskreises: Plöckinger. Lutze gehörte selbst dem Führungskreis der »Aktionsgemeinschaft 17. Juni« an. Der Verfassungsschutz hat ihn dort eingeschleust.

Mit dem Baren, ungeklärt ist bis heute aus welcher CDU-Kasse es stammte,

kauften die Neonazis Aufkleber (»Sozis – nee«), die im Wahlkampf zum Abgeordnetenhaus im März 1971 über SPD-Plakate geklebt wurden. Da würden sich »die Linken aber ärgern«, hat Lummer laut Lutze bei der Präsentation der Texte geschwärmt. Vorgewarnt durch die Berichte von Lutze konnte die Polizei 24 Neonazi-Klebemänner bei der illegalen Plakatierungsaktion festnehmen. Zum Aktivistenkreis der »Aktionsgemeinschaft 17. Juni« zählten Neonazi-Szene-Größen wie Roland Tabbert, Vorsitzender der »Nationalen Deutschen Befreiungsbewegung«, Jürgen Rieger, später bekanntester Neonazi-Anwalt, und Friedhelm Busse, künftiger Führer der rechtsterroristischen »Volkssozialistischen Bewegung Deutschlands/Partei der Arbeit« (VSBD/PdA). Die Neonazis der »Aktionsgemeinschaft 17. Juni« träumten von Aktionen à la Rote Armee Fraktion (RAF). Über ein Anfangsstadium kam die braune Truppe mit ihren Aktivitäten jedoch nicht hinaus. Am 16. Juni 1971 schossen die Neonazis im Norden Berlins über die Mauer – ein DDR-Scheinwerfer zersplitterte. In einem offenen Schreiben vom 26. April 1975 an »die Sowjetunion, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das Vereinigte Königreich England, die Republik Frankreich, die Volksrepublik Polen und die Volksrepublik Tschechoslowakei«/»Aktionsgemeinschaft 17. Juni« wurde die Gründung der Bundesrepublik als »Abschaffung der deutschen Souveränität« bezeichnet und der Verlust der seinerzeit zum NS-Staat gehörenden Gebiete wie z.B. Österreichs als »Annexion« gebrandmarkt. Aus diesen Gründen forderte die Aktionsgemeinschaft »die Freigabe aller annektierten deutschen Gebiete«, zu denen sie Teile Frankreichs, Polens, der Tschechoslowakei und Österreichs zählte. Einer der Unterzeichner des Aufrufs war Plöckinger. Ins Visier des Verfassungsschutzes geriet Plöckinger auch bei weiteren Aktionen. Als der rechtsextreme Kölner Byzantinistik-Professor Bertold Rubin vier Tage vor der Landtagswahl in Schleswig-Holstein im April 1971 gemeinsam mit Rieger eine spektakuläre Selbstentführung inszenierte, zählte der mehrfach wegen Diebstahls vorbestrafte Plöckinger mit zu den Helfern. Die Entführung wurde vorgetäuscht, um die schleswig-holsteinische Landtagswahl zugunsten der CDU zu beeinflussen.

Der »Volkszorn« sollte »auf die Linken« gelenkt werden« und damit die Wahlaussichten der CDU verstärkt werden. Originalzitat Plöckinger: »Wir sind der Meinung, dass Franz Josef Strauß durchaus mit seinem Ausdruck, Deutschland ist ein Saustall geworden, dass dieser Ausdruck richtig ist.« Mit Rubin teilte sich Plöckinger auch den Vorsitz der damals als verfassungsfeindlich eingestuft »Vereinigung 17. Juni 1953«.

Im November 1973 wurde Plöckinger wegen Beteiligung an der vorgetäuschten Entführung von Rubin zu zwei Monaten Freiheitsstrafe verurteilt. Im Verfassungsschutzbericht des Bundes 1973, der in Sachen Namensnennung von Neonazi-



Ein Rechtsextremist auf einem Neonazi-Aufmarsch in Dresden 2012 aus Anlass des 17. Juni 1953.

Aktivisten damals sehr sparsam umging, wurde Plöckinger ebenso wie Rieger wegen seiner Tatbeteiligung an der »Entführung« namentlich im Kapitel Rechts-Extremismus aufgeführt.

Mit 15-jähriger Verspätung ging die Geldübergabe an die Neonazis für Lummer böse aus. Ex-V-Mann Lutze enthüllte 1986 gegenüber dem SPIEGEL Lummers einstige »Neonazi-Connection«, die in der Öffentlichkeit bislang unbekannt geblieben war. Der CDU-Politiker, politisch bereits angeschlagen, musste daraufhin von seinem Amt als Innensenator zurücktreten. Bis heute firmiert Lummer als Ehrenvorsitzender der extrem rechten Vereinigung »Die Deutschen Konservativen e.V.« (Hamburg). Lutze, 1986 parteiloser Pressesprecher der FDP-Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus, verlor aufgrund seiner entarteten V-Mann-Tätigkeit seinen Job. 2006 war in der Tageszeitung DIE WELT zu lesen, dass Lutze in der Vergangenheit mehrfach negativ aufgefallen sei. Bei der Staatsanwaltschaft Potsdam sei er wegen Nötigung, übler Nachrede, Bedrohung, falscher Verdächtigung, Sachbeschädigung und illegalem Waffenbesitz aktenkundig, hieß es.

Wowereit würdigt Plöckinger

Die sterblichen Überreste des 2002 verstorbenen Plöckinger ruhen seit dem 17. Juni 2005 in einem Ehrengrab der Stadt Berlin neben dem Ehrenfeld für die Toten des 17. Juni 1953 auf dem Friedhof Seestraße. Als Plöckinger starb, nannte ihn Berlins regierender Bürgermeister Klaus Wowereit (SPD) in einem Nachruf »einen aufrechten, unbeugsamen Patrioten«. Nach dem angekündigten Rücktritt von Wowereit als Bürgermeister im August, bedauerte dies die »Vereinigung 17. Juni 1953 e.V.« in einer öffentlichen Stellungnahme: »Mit Wowereit verlieren die Verfolgten der zweiten Diktatur einen engagierten Fürsprecher, der neue Wege gegangen sei, mit den Betroffenen einen regelmäßigen Diskurs zu führen.«

Jüdisches Leben in Ungarn

Von den Gozsdu-Höfen zur großen Synagoge

Von Miklós Klaus Rózsa

Budapest ist die grösste jüdische Gemeinschaft Ungarns und in ganz Mitteleuropa; hier lebt die überwiegende Mehrheit der ungarischen Juden. In der Stadt gibt es nicht weniger als 25 Synagogen und Gebetshäuser, zwei Hochschulen, drei Mittelschulen, fünf Kindergärten, ein Krankenhaus, zwei Altersheime und mehrere Friedhöfe anzutreffen. Natürlich hat diese jüdische Präsenz auch einen Einfluss auf das kulturelle Leben der Stadt.

Zuerst bereiten sich die jüdischen Kulturvereine auf das Rosch Haschana Fest vor. Selbstverständlich wird dieses begleitet von zahlreichen Veranstaltungen religiöser und kultureller Art. Doch ist das nicht der einzige Anlass, der Grund zur Freude bereitet. Bald folgt schon das Lichterfest. Dann wird eine mehrere Meter hohe Menora auf dem Platz vor dem Westbahnhof errichtet, die Lichter werden vom Rabbi von einem Kran herab angezündet. Rundherum treffen sich einige Hundert Jüdinnen und Juden genauso wie andere interessierte Budapester Familien zum Tanz, Chanukkalieder werden gesungen und die Segenssprüche



Biergarten im jüdischen Viertel

aufgesagt. In der Innenstadt fahren derweil Autos mit einer auf dem Dach montierten meterhohen Neonlicht-Menora herum und in zahlreichen Restaurants stehen Gerichte wie Latkes (Kartoffelpuffer) mit Apfelmus und Sahne und weitere Spezialitäten der jüdischen Küche auf der Speisekarte.

Besonders die Gruppe *Maros* sticht seit einigen Jahren durch ein weit gefächertes jüdisches Kulturangebot hervor. Die aus

aktiven jüngeren Frauen und Männern bestehende Vereinigung organisiert das ganze Jahr die verschiedensten meist sehr originellen Anlässe. So gelang es ihr bereits mehrere Male rund um Chanukka das ganze jüdische Viertel um die Kazinczy Strasse in ein Festareal zu verwandeln. Dazu gründeten sie eigens einen Verein *Negyed6Negyed7* (Viertel 6/ Viertel 7, weil sich ihre Aktivitäten hauptsächlich in diesen beiden Bezirken abspielen). Praktisch alle Geschäfte und Restaurants, aber auch Bars und Nachtlokale sind eingebunden. Nicht nur kulinarische Höhepunkte, auch politische Diskussionen, Filmvorführungen, Lesungen, Kunstausstellungen, Theateraufführungen und Kinderprogramme finden während acht Tagen statt – die zahlreichen Veranstaltungen konkurrieren schon miteinander. Im Sommer organisiert die Gruppe auch ein Kinderlager und Spielanlässe und für die Erwachsenen ein Festival am reizvollen Bank-See, nur eine Stunde von Budapest entfernt. An diesem Festival im Dorf Bank spielen auf der Seebühne Bands aus europäischen Ländern und aus Ungarn. Letztes Jahr war die Hauptattraktion die ungarisch-deutsche Gruppe »Rotfront« mit ihrem provokativen Stück »Im Gypsy, Jewish and Gay«. Das drei Tage dauernde Festival besteht nicht nur aus Musik; an den Vormittagen kann man einen Hebräischkurs für Anfänger genauso besuchen wie einen jüdischen Gottesdienst. Informationsstände der verschiedenen jüdischen Organisationen, aber auch von *Amnesty International* runden dieses wohl einzigartige Festival der Kultur, Politik und Religion ab.

Vom Straßenfest zur großen Demonstration

Gerade solche privaten Initiativen stoßen auf immer mehr Sympathie. Bereits zum sechsten Mal fand dieses Jahr das »Pozsonyi-Picknick« statt. Ursprünglich als Straßenfest gedacht, ist es heute ein Kinderfest, ein Musik-Festival mit Kammerorchester, Klezmer, Schlager; es ist auch eine Openair-Oper, ein Buch- und Tortenfestival und ein Treffpunkt jüdischer Kultur mit tausenden Besuchern.



Alljährliche Holocaust Gedenkmanifestation in Budapest Fotos: Miklós Klaus Rózsa

Wichtig bei all diesen Anlässen ist wohl, dass die jüdische Community sich nicht in einem Ghetto bewegt, sondern auf die Leute zugeht, gemeinsam feiert und gemeinsam politisiert. Dabei bringt sie den Budapestern die jüdische Lebensweise näher und erobert zugleich den städtischen Lebensraum zurück. Besonders gut gelungen ist dies in der Umgebung der Kiralyi-Kazinczy Strasse.

Während sich an der Kazinczy Strasse die »Ruinenpubs« – in Deutschland würde man sie eher »Biergärten« nennen – festgesetzt haben, buhlen im »Gozsduudvar«, den Gozsdu-Höfen, ein Restaurant neben dem anderen mit oft jüdischen, nicht selten koscheren Spezialitäten um die Gunst. Im Restaurant Spinoza versteckt sich hinter dem Speisesaal ein Kammertheater. Hier werden nicht nur Theaterstücke aufgeführt, sondern jeden Freitag findet ein Klezmer-Konzert statt.

Dabei wechseln sich die Budapester Klezmer-Bands ab. Keinen Platz finden würden hier die Konzerte des 100-köpfigen-Zigeuner-Ensembles, die zusammen mit Klezmer-Gruppen ihre Orchester in der neu renovierten wunderbaren Musikakademie aufführen.

Das jüdische Viertel ist in den letzten

Jahren zum eigentlichen In-Viertel Budapests geworden. Hier bewegen sich Juden nicht in einer Parallelgesellschaft, sondern sind Teil einer progressiv-liberalen Gemeinschaft. Dies wird auch den traditionellen Organisationen klar. Auch sie bieten umfangreiche Kulturprogramme an, die in letzter Zeit deutlich offener wurden. So öffnen immer mehr Synagogen ihre Tore für Gäste. In der grossen Synagoge an der Dohány Strasse finden regelmässig Konzerte statt, klassische und leichte Musik. Diese Synagoge – deren Bau im Jahre 1854 begann – stellt mit ihren 3.000 Sitzplätzen gegenwärtig das grösste derartige Gebäude in Europa und das zweitgrösste in der Welt dar. Hier ist der Mittelpunkt der alljährlichen jüdischen Sommerfestspiele.

Vielleicht gehört die grosse Demonstration im April zum Gedenken an die Holocaustopfer nicht hierher. Sie ist aber als grösster Anlass des Jahres trotzdem erwähnenswert, gerade weil sie in nicht-ungarischen Publikationen kaum vorkommt: 20 bis 40 Tausend Menschen mit Transparenten und zahlreichen Israel-Fahnen nehmen alljährlich an dieser Manifestation teil.

Ein gutes süsses Jahr!

Gedanken zu Sukkot

Von Wolfgang Seibert

Alle Menschen sitzen im gemütlichen Wohnzimmer auf dem Sofa und schauen sich das grausige Wetter draußen an. Alle? Nein, einige Menschen, Juden, sitzen in einer Hütte die mit Laub gedeckt ist und frieren. Sie, wir, feiern Sukkot.

Sukkot, so eine Art Erntedankfest, in den USA nennt man es oft »The Jewish Thanksgiving«. Was macht man an so einem Tag? Man dankt, man ist dankbar für das, was man bekommen hat. Schon im alten Israel versammelte man sich in Festhütten oder Zelten, feierte das Fest der Ernte, den guten Ertrag der Felder und bat um Regen für die nahende Regenperiode.

Aber weshalb sitzt man in einer kal-

ten und zugigen Laubhütte? In der Tora lesen wir: »In Hütten sollt ihr wohnen sieben Tage ... Damit es eure Geschlechter wissen, dass ich alle Kinder Israel in Hütten habe wohnen lassen, als ich sie aus Ägypten herausgeführt habe.« (Lev. 23, 42-43) Wir werden also wieder daran erinnert, dass wir aus der ägyptischen Knechtschaft befreit wurden, dass das Volk sich auf einen langen Weg in die Freiheit, in das gelobte Land, gemacht hat.

Heute leben wir in Freiheit, brauchen keine Sklaverei, keine Fronarbeit zu fürchten. Das ist gut so. So ein Fest ist natürlich auch eine gute Gelegenheit einmal um sich zu schauen und darüber nachzudenken, ob es reicht, wenn wir in Freiheit leben können?

Mitten unter uns leben Menschen, die nicht in Freiheit leben, die von ihrem Lohn nicht leben können, die nicht wissen, ob ihre Kinder am nächsten Tag genug zu essen haben. Es leben auch Menschen hier, die damit rechnen müssen schon bald wieder in ihre Länder abgeschoben zu werden, zurück ins Elend, zurück in Hunger und Sklaverei. Mich bedrückt das, es macht mich wütend, dass wir nicht bereit sind unseren Wohlstand mit anderen zu teilen, dass wir nicht bereit sind etwas zu tun um allen Menschen Freiheit und ein Leben zu ermöglichen, das sie in die Lage versetzt so zufrieden zu sein wie wir.

Eine Auffassung im Judentum interpretiert das Gebot in der Laubhütte zu wohnen als einen Akt der Gleichstellung.

Die Hütte ist provisorisch, arm, nicht bequem. Sie ist dem Wetter nahezu schutzlos ausgesetzt. Trotzdem versuchen die Bewohner dort eine angenehme Zeit zu verbringen und sogar Gäste in die Hütte einzuladen. Man soll damit Demut zeigen, die Bereitschaft zu lernen, umzudenken, zu teilen und sich vom Überfluss, den man hat, nicht lenken zu lassen. Die Hütte verkörpert den Wunsch nach einer besseren Zukunft, die Gleichheit und Gerechtigkeit, Grundforderungen des Judentums, verspricht.

Ein weiter Weg noch bis dahin. Aber wenn wir nicht jetzt damit beginnen, wann dann?

Der Autor ist Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Pinneberg

Hohe Feiertage im Judentum

Dienstag, 23. September 2014, Der Feiertagsmarathon beginnt morgen

ה"ב

Aus dem Blog <http://estherstagebuchaus-zichronyaacov.blogspot.de/2014/09/der-feiertagsmarathon-beginnt-morgen.html>, Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Autorin **Esther Scheiner**.

Gemäß unserer Tradition sind die Tage zwischen Rosh HaShana und Yom Kippur auch die Tage, an denen Gott uns und unser Verhalten im letzten Jahr beurteilt. Die drei Bücher Gottes sind in der Zeit geöffnet, jeder hat in den Tagen die Zeit, zu erkennen, was nicht so toll gelaufen und durch ein entsprechend korrekatives Verhalten einen Eintrag in einem »besseren« Buch zu bekommen.

Ob die drei Bücher (für die nahezu Guten, die Gerechten gibt es das Buch des Lebens, für die ganz Schlechten und Verderbten gibt es das Buch des Todes. Das dritte Buch enthält die Einträge all jener, die sowohl gute, als auch schlechte Taten begangen haben) im Christentum als Himmel, Hölle und Fegefeuer Eingang gefunden haben, können mir vielleicht die hier mitlesenden Theologen beantworten.

Sollte das so sein, gäbe es dennoch einen bedeutenden Unterschied: bei uns werden die Bücher in jedem Jahr an Rosh HaShana geöffnet und erst nach zehn Tagen, am Yom Kippur, wieder geschlossen. Die Beurteilung des Menschen durch Gott findet bei uns also jährlich statt und wir haben die Möglichkeit, sie durch Einsicht und entsprechende Veränderung und Umkehr zu verbessern.

Zehn Tage nach Rosh HaShana folgt unser wichtigster Feiertag, Yom Kippur, der Tag der Versöhnung. Das Urteil, das zu Rosh HaShana in das entsprechende Buch eingetragen wurde, wird nun, nachdem es sich vielleicht noch verbessert hat, festgeschrieben, gesiegelt.

Leonard Cohen hat eines der bedeutenden Gebete von Rosh HaShana und Yom Kippur schon sehr früh in seinen Liederzyklus aufgenommen. »Who by fire«.

Yom Kippur ist der Feiertag, der von den meisten Juden, auch den ganz säkularen, eingehalten wird. In Israel ist das Autofahren zwar nicht explizit verboten, wird aber vielerorts, vor allem in Wohngebieten mit vielen Familien eingehalten. Für 25 Stunden gehören die Straßen den

Kindern mit ihren Trotinettes, Velos, Skateboards ... Wer dennoch fahren muss, tut dies im Schleichgang und mit schlechtem Gewissen.

Fernsehen und Radio stellen für 25 Stunden alle Sendungen ein, dass die Bahn ihren Betrieb einstellt, kennen wir von jedem Schabbat, auch von den Autobuslinien. An Yom Kippur ruht aber auch der Flughafen. Israel ist an diesem Tag ganz besonders verwundbar. Diese Tatsache machten sich unsere Nachbarn Ägypten und Syrien 1973, unterstützt von acht weiteren Ländern zu Nutze, als sie uns am 6. Oktober angriffen. Der Krieg dauerte zwar nur drei Wochen, forderte aber



Leonard Cohen auf dem Montreux Jazzfestival, 5. Juli 2013. Während man Bob Dylan als den »dichtenden Sänger« bezeichnen könnte, würde auf Cohen eher »singer Dichter« passen. Im September 2014 feierte der Weltstar Cohen seinen 80. Geburtstag, Mazal Tov.

auf allen Seiten furchtbar viele Opfer. Die IDF war zum ersten Mal verletzbar. Ohne die US amerikanische Hilfe wäre dieser Krieg vielleicht das Ende des modernen, demokratischen Israel gewesen. Um nicht ein zweites Mal mit einer derart desaströsen Situation konfrontiert zu werden, gibt es heute das »stille« Radio, Fernsehen und Internet, das nur im Alarmfall auto-

matisch auf »laut« stellt...

Zur Zeit des zweiten Tempels in Jerusalem, also bis zum Jahr 70 C.E. war dieser Tag der einzige im Verlauf des Jahres, an dem der Hohe Priester, und nur er, das Allerheiligste des Tempels betreten durfte. Dies war der Ort, wo die Bundeslade mit den zwei Tafeln stand, verborgen hinter einem monumentalen Vorhang. Er besprengte die Bundeslade mit dem Blut zweier Opfertiere, ein Bock wurde in die Wüste geschickt (Sündenbock), nachdem er virtuell mit den Sünden des Volkes beladen wurde.

Yom Kippur ist »der lange Tag der Synagoge«. Er beginnt am Vorabend des Tages bei Sonnenuntergang mit dem Kol Nidrei.

Nachdem bei Sonnenuntergang das Shofar zum letzten Mal geblasen wurde, endet nach 25 Stunden der Feiertag. Man wünscht sich noch einmal »rosh hashana tova umetuka, ve gmar chatima tova!« (Ein gutes und süßes Neues Jahr und möge die Einschreibung eine gute gewesen sein). Anschließend trifft man sich mit Freunden zum gemeinsamen Fastenbrechen.

Sukkot, das Laubhüttenfest, das erste im Jahreskreislauf, vor Pessach und Shavuot. Es findet fünf Tage nach Yom Kippur statt und dauert, wie alle Wallfahrtsfeste, sieben Tage. Aber nur der erste Tag und der achte Tag sind echte Feiertage.

Unmittelbar nach Ende von Yom Kippur macht sich jeder, der plant, eine Sukka (Laubhütte) in seinem Garten oder irgendwo auf dem Grundstück aufzustellen, daran, diese zu bauen.

Die Laubhütten müssen nach ganz speziellen Vorschriften gebaut sein, kein Element darf fest mit einem Haus, einer Pergola oder was auch immer verbunden sein, dass Dach muss sich öffnen lassen, sie müssen minimalen Schutz vor den Unbilden des Herbstwetters geben. In der Regel sollte man in den Laubhütten die Malzeiten einnehmen, aber nicht wohnen können. Wie unterschiedlich diese Voraussetzungen sein können, habe ich selber schon erlebt. Ich saß in Bludenz in einer Sukka, bei gefühlten 0° und strömendem Regen und ich saß hier in Zichron in einer Sukka bei gemessenen 28° und genoss den eisgekühlten Tee.

An Sukkot erinnern wir uns an die Zeit, als unsere Vorväter 40 Jahre durch die Wüste wanderten, nachdem sie aus der Versklavung in Ägypten geflohen waren. Wir erinnern uns aber auch daran, wie sie, als sie im Land Israel angekommen waren, als Bauern arbeiteten und zur Zeit der Ernte in einfachsten Hütten auf den Feldern übernachteten, zum Einen, um die Früchte des Feldes vor Dieben zu schützen, aber auch, um bei der Ernte keine Zeit zu verlieren und quasi »vor Ort« zu übernachten.

Einen wesentlichen Aspekt der Gottesdienste bestimmt an Sukkot der Lulaw.

Dieser Strauß aus dem Wedel einer Dattelpalme (Lulaw), Myrten- und Weidenzweigen wird in einer vorgegebenen Art gebunden. Dazu kommt eine Etrogfrucht, die ganz bestimmte Voraussetzungen erfüllen muss, um für den Strauß geeignet zu sein. Wir haben im Garten derzeit noch zwei Früchte, ich hoffe, sie halten

durch. Ganz wichtig ist es, dass sie nicht vom Baum gefallen, sondern von dort abgeschnitten worden sind. Das Ritual des Etrogschüttelns ist ein sehr archaisches, was ich mich in der Schweiz stets geweigert habe mitzumachen. Hier werden in den Gemeinden die Sträuße einfach weitergereicht, man kann sich der Tradition nicht entziehen.

Der achte Tag, Simchat Thora (Freudenfest der Thora) ist der fröhlichste Tag, den wir in der Synagoge feiern.

Sowohl am Vorabend des Feiertages, als auch am Morgen, werden alle Thorarollen, die im Besitz der Gemeinde sind, aus dem Thoraschrein herausgenommen. Jeder der mag, nimmt eine Rolle und »tanzt« mit ihr im Arm einige Minuten durch die Synagoge, bis die Rolle weitergegeben wird.

Die Lieder die dabei gesungen werden sind nicht zwangsläufig religiös, es sind auch durchaus traditionelle Volkslieder dabei. Die Stimmung ist an diesem Tag ausgelassen. Auch der eine oder andere Schluck Whisky darf durchaus genossen werden

Auch die Aufrufe zur Thora, in der Regel eine sehr ernsthafte und ehrenvolle Sache, wird an diesem Tag ein wenig lockerer genommen. Sieben Aufrufe gibt es. An diesem Tag kann es sein, dass es heißt:

1. Wer hat schon einmal beim Lehrvortrag des Rabbiners geschlafen?
2. Wer hat in diesem Jahr ein Kind/Enkelkind bekommen?
3. Wer ist schon mehrfach zu spät zum Gottesdienst gekommen?

Und der letzte Aufruf heißt: Wer wurde bisher noch nicht aufgerufen? Spätestens dann wird es voll am Vorlesepult.

Irgendwann ist auch dieser Festtag vorbei. Heuer wird es der 16. Oktober sein.

Bis dahin plätschert das Leben in Israel leicht schaumgebremst vor sich hin. Welchen Handwerker, welchen Techniker man derzeit braucht, ich glaube, das Hausdach müsste einbrechen, um nicht die freundliche Antwort: »Ja ich komme, nach den Feiertagen.« hören zu müssen.

Ich wünsche allen meinen Lesern:
»Chag sameach, shana tova u metuka
ve gmar chatima tova!«



Eine Sukka im Negev

Foto: Thinkstock, Amit Erez



Lulaw mit Etrog

Foto: Thinkstock



Angela Merkel bei den Wagner-Festspielen in Bayreuth, 25. Juli 2012

Aus dem Blog »etwas andere kritik« auf wordpress.com, publiziert am 19. September 2014; Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors **David Klein**

2013 besuchte Bundeskanzlerin Angela Merkel auf Einladung des 93-jährigen Holocaustüberlebenden Max Mannheimer, die Gedenkstätte des KZs Dachau bei München. Auf dem Weg zu einer Bierzelt-Wahlveranstaltung stattete Mer-

kel als erste deutsche Regierungschefin überhaupt, dem einzigen Konzentrationslager, das in den zwölf Jahren der NS-Herrschaft durchgehend in Betrieb war, eine offizielle Visite ab und hielt »als Zeichen des Respekts für die ehemaligen Häftlinge« eine »kurze Rede«. Von sich aus war in den letzten fast 70 Jahren nicht nur kein deutscher Regierungschef auf die Idee eines Besuchs gekommen, Kanzler Kohl lehnte seinerzeit einen solchen sogar explizit ab.

Hingegen pilgerten alle deutschen Regierungschefs, von Hitler bis Merkel, auf den braunen Hügel zu Bayreuth, um dem antisemitischen Wagner-Clan ihre Aufwartung zu machen und entrückt der Musik des bekennenden Judenhassers Richard Wagner zu lauschen. Hitler soll dabei sogar ein Tränchen verdrückt haben.

Anders als das ehemalige KZ Dachau ist für Angela Merkel Bayreuth ein »ganz besonderer Ort«, wo sie in der »Königsloge« das Geschehen verfolgt. 2013 verlängerte sie sogar ihren Aufenthalt, um an einem »privaten Künstlerempfang« mit Sängern, Musikern und den Wagner-Schwestern zu »plaudern«.

Nur wenige Monate vor ihrem Besuch in Dachau empfing die »Wagner-Kanzlerin« (»Bild«) ausgerechnet am Holocaust-Gedenktag den Holocaust-Leugner und damaligen ägyptischen Präsidenten Mursi mit militärischen Ehren. Mursi, ein Mitglied der Moslembrüder, verunglimpfte in einem Video Juden als »Abkömmlinge von Affen und Schweinen« und wollte ägyptische Kinder »zum Hass gegen Juden« erziehen. Sein offizieller Medienberater, Fathi Shihab-Eddim, bezeichnete den Holocaust als »Scherz« und erklärte öffentlich, Deutschland habe keine Juden getötet, diese seien vielmehr in die USA gebracht worden.

An besagtem Gedenktag, einer stocksteifen Betroffenheitsveranstaltung, die alljährlich im deutschen Bundestag abgehalten wird, nahm Merkel sichtlich

Angela Merkels »Staatsräson«

gelangweilt und mit Leichenbittermiene ihre lästige Pflicht wahr, emotionslos Plattitüden zum Existenzrecht Israels von sich zu geben, während sie in Gedanken wohl bereits das Geld zählte, das die nächste Panzerlieferung nach Saudi-Arabien in die deutsche Staatskasse spült.

2014 erhielt die Kanzlerin erneut eine Einladung, diesmal vom Zentralrat der Juden in Deutschland, zur Veranstaltung »Steht auf! Nie wieder Judenhass«, die am 14.09. vor dem Brandenburger Tor in Berlin stattfand. Wieder nahm sie an und sonderte medienwirksame »Bekanntnisse« gegen Antisemitismus ab. »Die Behörden«, versprach die Kanzlerin, »gehen weiter mit aller Härte gegen antisemitische Gewalt vor«. Ja, was denn sonst? »Jüdisches Leben gehört zu uns. Es ist Teil unserer Identität und Kultur«. Aha. Und natürlich »Nie wieder Judenhass«.

Wenigstens wartete sie diesmal drei Tage, bevor der Emir von Katar, Tamim Bin Hamad Al Thani, im Kanzleramt ein ehrenvoller Gast war. Das Golfemirat soll den IS in Syrien und im Irak aufgerüstet haben und die Hamas unterstützen, deren Führer Khaled Meshal in Doha residiert.

Die Bundesrepublik sei ein Land, »das Gesprächskontakte in alle Richtungen hat«, so Merkel, und Katar wäre ein wichtiger »strategischer Partner«. Merkel lobte ausdrücklich die zahlreichen und langfristigen Beteiligungen des Emirats an deutschen Wirtschaftsunternehmen.

Zurzeit hält Katar unter anderem Anteile an der Deutschen Bank, Volkswagen und Hochtief. Der Golfstaat ist damit mit 18 Milliarden Dollar der größte arabische Investor in Deutschland. Doch auch an Waffenlieferungen an den mutmaßlichen Terror-Unterstützer verdient die Bundesrepublik. Im ersten Halbjahr 2013 erteilte die Bundesregierung Ausfuhrgenehmigungen im Wert von rund 635 Millionen Euro nach Katar (»Spiegel«).

Den auch von der Kanzlerin geäußerten Verdacht der Finanzhilfe für Terroris-

ten wies der Emir von sich. Merkel: »Ich habe keinen Grund, ihm nicht zu glauben«. Genaugenommen hat sie 18 Milliarden Gründe, ihm zu glauben.

Etwas weniger Verständnis zeigt die Kanzlerin für Israel. So fühlte sich Merkel 2011 bemüsst, nach Israels Ankündigung, in Jerusalems Stadtteil Gilo einige Wohnungen zu bauen, Ministerpräsident Netanjahu ihre »Zweifel an seiner Friedenswilligkeit« zu übermitteln und forderte als deutsche Bundeskanzlerin vom jüdischen Staat ein Wohn- und Bauverbot für Juden in der israelischen Hauptstadt.

Selbstverständlich unterstützt die Bundesregierung auch die gesonderte Kennzeichnung von Produkten aus den sogenannten »Siedlungen« sowie die neuen antiisraelischen EU-Richtlinien bezüglich der »Förderfähigkeit« israelischer Organisationen für Stipendien, Preise und Finanzinstrumente in den umstrittenen Gebieten.

Deutschland gilt bezüglich der »Aufarbeitung« der Shoa als Vorzeigeland. Man rühmt sich dessen oft und gerne, ist gar stolz auf die eigene, exorbitant betriebene »Erinnerungskultur«. Man baut Mahnmale, verlegt Stolpersteine und hält Gedenktage ab. Eine wirkliche Auseinandersetzung mit der eigenen Schuld und der daraus resultierenden Verantwortung fand jedoch nie statt.

Wie auch, in einer Bundesrepublik, in der ehemalige Nazis hohe Staatsämter bekleideten und Überlebende des Holocaust nicht selten dem gleichen Beamten Nachweise ihrer Besitztümer vorlegen mussten, der sie während des Dritten Reichs enteignet hatte. Heute noch kämpfen Holocaustüberlebende vor deutschen Gerichten um die Restitution ihres arierten und geraubten Besitzes.

Merkels vielzitierte »Staatsräson« erschöpft sich in wohlfeilen Lippenbekenntnissen zum Nulltarif an von Juden organisierten Veranstaltungen gegen Antisemitismus.

Diskrepanz zwischen Worten und Taten

Von Benjamin Weinthal

Am Sonntag, 14. September 2014, gab Bundeskanzlerin Angela Merkel im Herzen von Berlin, im Regierungsviertel, eine für sie charakteristische, exzellente Rede gegen den Antisemitismus. Heftig kritisierte sie »angebliche Israelkritik«, die nur ein »Ausdruck von Judenhass auf pro-palästinensischen Demonstrationen« gewesen sei. Ihre Verachtung antijüdischer Aktivisten und Gefühle war kristallklar. »Es ist unsere nationale und bürgerliche Pflicht Antisemitismus zu bekämpfen«, sagte sie. Während Israels *Operation Protective Edge*, die den Raketenbeschuss durch die Hamas stoppen sollte, wurde Deutschland von antisemitischer Gewalt überzogen, darunter waren eine Attacke mit einem Brandsatz auf die Synagoge in Wuppertal und Angriffe auf Kippa tragende Juden. Angesichts der verschwindenden Unterscheidung zwischen Antizionismus und Antisemitismus in Europa, fragten sich einige deutsche Juden warum die Kundgebung nicht »Steh Auf! Nie wieder Israelhass!« anstelle von »Steh

Auf! Nie wieder Judenhass« hieß. Der bekannte Rechtsanwalt und Vorsitzende von Keren Hayesod in Deutschland, Nathan Gelbart, sagte im Gespräch mit der Jerusalem Post, dass ein Banner mit der Aufschrift »Keine Verleugnung von Israels Recht auf Selbstverteidigung« gewichtiger gewesen wäre. Es gibt in Deutschland eine gähnende Leere zwischen den Reden gegen Antisemitismus und den konkreten Taten. Nehmen wir das Beispiel der Terrororganisation Hisbollah. Deutschland hat den militärischen Flügel verboten, aber den so genannten politischen Flügel nicht. Dieser hat 950 Mitglieder und spielte eine Hauptrolle bei der Verbreitung von Antisemitismus während der al-Quds-Demonstration in Berlin, die zur Vernichtung Israels aufrief. Nach Angaben des Zentralrats der Juden in Deutschland, der die Kundgebung am Sonntag initiierte, schrien Demonstranten auf der Hisbollah-Demonstration »Israel vergessen« und den Nazi-Slogan »Sieg Heil«. Gelbart sagte, dass Deutschland den Islamischen Staat (IS) letzte Woche verboten habe und dabei keine Unterscheidung

zwischen einem angeblichen politischen und einem militärischen Flügel machte. »Hisbollah hat die gleiche faschistische Ideologie wie der Islamische Staat« sagte Gelbart und fügte hinzu, dass Deutschland nicht konsequent genug gegen die Hisbollah in Deutschland vorgehe.

Die Anwesenheit der Partei Die Linke, die die Kundgebung des Zentralrats unterstützte, ist ein weiterer Widerspruch. Viele Kritiker sehen in der Linkspartei die größte europäische Partei, die Israelbasching betreibt. Im Juli unterstützte eine Jugendorganisation der Partei, Solid Ruhr, eine pro-palästinensische Demonstration, auf der Aktivisten Flaschen und Steine auf proisraelische Demonstranten warfen und schrien »Brenn, schieß Jude.« Am gleichen Tag nahm die Polizei 14 Personen wegen eines geplanten Anschlags auf die Synagoge in Essen fest, wo die Demonstration von Solid Ruh stattfand. Letzte Woche publizierte die Bundestagsabgeordnete von Die Linke, Inge Höger, eine Erklärung, in der sie Deutschland auffordert, keine Dolphin-Unterseeboote mehr an Israel zu liefern. Dr. Nikolaus Schnei-

der, der Ratsvorsitzende der Protestantischen Kirche in Deutschland, und Kardinal Reinhard Marx von der Katholischen Kirche sprachen sich auf der Kundgebung am Sonntag eloquent gegen Antisemitismus aus. Doch die Friedensorganisation Pax Christi, die mit der Katholischen Kirche in Deutschland verbunden ist, hat zum Boykott von israelischen Produkten aufgerufen. Protestantische Akademien haben in den letzten Jahren Veranstaltungen mit dem Iran unterstützt und Vertreter der Hamas eingeladen, antiisraelische Veranstaltungen zu besuchen.

Der Lackmestest für die deutsche Zivilgesellschaft und seine politische Klasse wird darin liegen, ob es eine schrumpfende Diskrepanz zwischen wohlfeiler Rhetorik und konkreten Taten gegen Antisemitismus gibt oder nicht.

Der Text erschien am 15. September 2014 auf der Homepage der Jerusalem Post.

Aus dem Englischen von Clemens Heni

Jerusalem. Das Kochbuch

Von Susanne Wein

Ist der schlichte Titel und das in Leinen geschlagene Cover aus hebräischen und arabischen Schriftzeichen der deutschen Lizenzausgabe des Kochbuches schon ein Hingucker, bekommt man beim Durchblättern der ansprechenden ganzseitigen Fotos der Speisen sofort Lust, loszuziehen, um die Zutaten für diverse Rezepte zu besorgen.

Yotam Ottolenghi und Sami Tamimi sind nicht nur ausgezeichnete Profiköche, die in London ein angesagtes Restaurant und mehrere *Delis* betreiben, sondern auch gute Erzähler. Sie lassen ihr Publikum teilhaben an ihrer beider kulinarischen Sozialisation in Jerusalem. Jedes Rezept wird mit einer kleinen Geschichte gewürzt über die Zutaten, die typischen mediterran-arabischen Aromen und die

Debatten über die »Eigentumsrechte« der Gerichte (Stichwort Hummus). Tamimi aus dem muslimisch-arabischen Ostjerusalem und Ottolenghi aus dem jüdischen West-Jerusalem, haben sich erst jenseits der 30 in Europa kennengelernt und nach und nach die ähnlichen geschmacklichen Vorlieben aus ihrem gemeinsamen Heimatort entdeckt. Ja, »Jerusalem. Das Kochbuch« ist mehr als ein Rezeptebuch, denn in der Einführung und mit den wunderschönen szenischen Bildern der besonderen Stadt gelingt es den Autoren, die Konflikte in Jerusalem anzusprechen, aber nicht überhand nehmen zu lassen. Das Buch zeigt wie die »Essens-Politik«, d.h. wer ein Gericht »richtig« kocht und wo es genau herkommt, auch sehr amüsant und völkerverständigend sein kann. »Unsere Freundschaft ist an sich schon eine Botschaft, aber eine

politische Message haben wir nicht wirklich. Wenn wir eine Message haben, ist es die, dass wir den Leute orientalisches Essen nahebringen möchten«, erzählt Tamimi in einem Interview und Ottolenghi ergänzt: »Wir sehen uns auch nicht als Friedensapostel. Wir machen einfach, was uns Spaß macht, und das ist kochen und Rezepte schreiben.« Davon zeugen die 126 Rezepte von pikant bis süß.

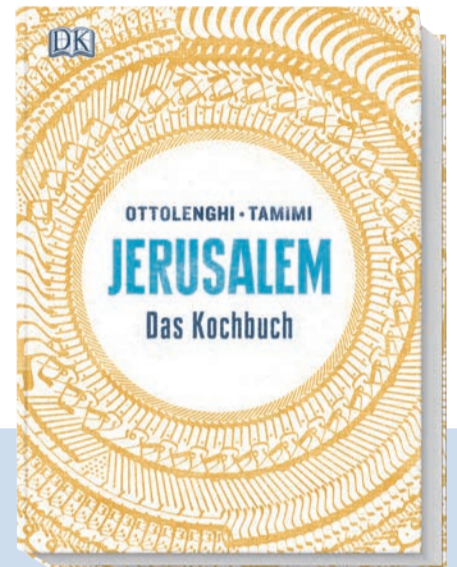
Nach dem Gusto der Köche findet sich im Buch auch nur sephardisch-jüdische Küche und keines der bekannten aschkenasischen Gerichte wie Kugel, Bagel, Latkes oder Gefüllte Fisch, die zweifellos auch in Jerusalem in vielen Töpfen gekocht und Öfen gebacken werden.

Wer sich Durchkochen möchte, sollte sich also unbedingt die Würzzutaten: Frühlingszwiebeln, Sesamsoße (Tahini), Zitrone (z.B. nach dem Rezept Schnelle

eingelegte Zitrone), Coriander, Cumin, Za'atar und Zimt zulegen.

Anbei mein persönlicher Favorit; ich wünsche: Guten Appetit!

Yotam Ottolenghi und Sami Tamimi: *Jerusalem. Das Kochbuch*, Dorling Kindersley Verlag, München 2013, 320 S., 24,95 €, ISBN 978-3-8310-2333-2



mit sich herumtrug. Die Folgen lassen sich an seinem »charmanten« Lächeln ablesen ...

GEBACKENE SÜSSKARTOFFELN & FRISCHE FEIGEN

Wo man auch hinschaut, überall in Jerusalem gedeihen die herrlichsten Feigen. Und das Beste: Die Bäume gehören niemandem, sodass jeder die Früchte pflücken kann. Im Sommer liegt stets der Duft von Wildkräutern

und reifen Feigen in der Luft. Die Mutter von Samis Jugendfreund Jabbar pflegte Feigen (und auch Tomaten) auf dem Dach ihres Hauses in der Sonne zu trocknen. Und was machten Sami und ihr Sohn? Sie stibitzten die schönsten

Fruchte und hinterließen in den säuberlich geordneten Reihen ein Chaos. Doch nicht nur die Feigen hatten es Jabbar angetan. Er war ein solches Leckermäulchen, dass er stets eine mit Zucker gefüllte Streichholzschachtel

Für 4 Personen

4 kleine Süßkartoffeln (1 kg)
5 EL Olivenöl
40 ml Balsamico-Essig
20 g Zucker
12 Frühlingszwiebeln, der Länge nach halbiert und in 4 cm lange Stücke geschnitten
1 rote Chilischote, in feine Ringe geschnitten
6 frische, reife Feigen (240 g), geviertelt
150 g weicher Ziegenkäse, zerkrümelt (nach Belieben)
Meersalz und schwarzer Pfeffer

Den Backofen auf 240°C vorheizen.

Die Süßkartoffeln waschen, der Länge nach halbieren und die Hälften in jeweils drei Spalten schneiden. In einer Schüssel mit 3 Esslöffeln Olivenöl, 2 Teelöffeln Salz und etwas Pfeffer vermischen.

Die Spalten mit der Schale nach unten auf einem Backblech verteilen und 25 Minuten im Ofen rösten, bis sie weich sind (sie dürfen aber nicht zerfallen). Anschließend herausnehmen und abkühlen lassen.

Den Balsamico-Essig in einem kleinen Topf mit dem Zucker aufkochen. Die Wärmezufuhr verringern und die Mischung 2–4 Minuten köcheln lassen, bis sie eindickt. Sobald der Essig die Konsistenz von sehr flüssigem Honig hat, den Topf vom Herd nehmen. Die Reduktion dickt beim Abkühlen noch weiter ein. Wird sie zu dick, mit etwas Wasser verdünnen, bevor sie über das Gericht geträufelt wird.

Die Kartoffeln auf einer Servierplatte anrichten. Das restliche Öl in einem kleinen Topf erhitzen. Frühlingszwiebeln und Chilischote hineingeben und bei mittlerer Hitze 4–5 Minuten unter Rühren anbraten, dann mit dem Öl auf den Süßkartoffeln verteilen.

Die Feigen zwischen den Kartoffelspalten anordnen, das Ganze mit der Balsamico-Reduktion beträufeln, nach Belieben den Käse darüberstreuen. Das Gericht lauwarm servieren.



Die Jüdische Rundschau braucht neue Leserinnen und Leser und Werbeanzeigen!

Liebe Leserinnen und Leser, von Anfang an war der Redaktion der Jüdischen Rundschau bewusst, dass ein neues Printmedium in der heutigen Zeit eine Herausforderung ist. Die positiven Reaktionen aus dem ganzen Land bestärken das Vorhaben, herzlichen Dank. Das reicht jedoch noch lange nicht! Jetzt brauchen wir Ihre und eure Hilfe: Werben Sie für die Jüdische Rundschau in Ihren Familien, in Ihrem Freundes- und Bekanntenkreis, bei Organisationen, Vereinen und Gruppen, jede Abonentin und jeder Abonnent, jeder Kauf an einem Kiosk, einer Verkaufsstelle oder dem Bahnhofsbuchhandel hilft uns!

Der Beginn des neuen Jahres 5775, bei dem Sie mit der Familie, mit Freunden in der Gemeinde und privat zusammenkommen, gibt Ihnen die Chance, die Jüdische Rundschau noch bekannter zu machen, Abonnenten zu rekrutieren oder Werbekunden zu gewinnen. Natürlich sprechen wir auch unsere vielen nichtjüdischen Leserinnen und Leser an und freuen uns über Ihre Unterstützung.

Sollten wir in den nächsten Monaten nicht wenigstens Zweitausend neue Leserinnen und Leser gewinnen, ist das Projekt schon wieder beendet.

Die Jüdische Rundschau bereichert bereits jetzt die Presselandschaft – wir beziehen Position gegen Antisemitismus und für Israel.

Mit Ihrer Werbeanzeige in unserer Zeitung zeigen Sie, dass Sie diese Ziele ebenfalls unterstützen. Helfen Sie uns, dass diese neue Stimme im Jahr 5775 erhalten bleibt!

Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung.

Die Redaktion der Jüdischen Rundschau.



Foto: Thinkstock

JÜDISCHE RUNDSCHAU

Unabhängige Monatszeitung

Herausgeber:
J. B. O. Jewish Berlin Online GmbH
Verlag:
J. B. O. Jewish Berlin Online GmbH
Postfach 12 08 41, 10598 Berlin
Telefon 030. 54 71 02 50
Fax 030. 23 32 88 60
E-Mail redaktion@juedische-rundschau.de
www.juedische-rundschau.de
Redaktion: Dr. Susanne Wein, Dr. Clemens Heni
(clemens.heni@juedische-rundschau.de)
Telefon 030. 42 09 63 71
Administration: Michail Goldberg
Layout: Kahane Design
Werbeabteilung: Telefon 030. 54 71 02 51
E-Mail: werbung@juedische-rundschau.de
Druck: Pressedruck Potsdam GmbH
Friedrich-Engels-Straße 24, 14473 Potsdam
Die Zeitung erscheint monatlich. Abonnementpreis:
frei Haus jährlich 39 €, ermäßigt 32 € einschließlich 7% MwSt.
Alle in dieser Zeitung veröffentlichten Beiträge unterliegen dem Urheberrecht. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Der Verlag haftet nicht für die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben und für die Werbung. Für unaufgeforderte Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen. Nachdruck nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion. Für fernmündlich und handschriftlich erteilte Anzeigenaufträge übernimmt der Verlag keine Haftung.
© Copyright AFP Agence France-Presse GmbH – Das mit dem Kürzel «AFP» gekennzeichnete Bildmaterial dieser Seiten ist urheberrechtlich geschützt und ausschließlich für die persönliche Information bestimmt. Jede weitergehende Verwendung, insbesondere die Speicherung in Datenbanken, Veröffentlichung, Vervielfältigung und jede Form der gewerblichen Nutzung sowie die Weitergabe an Dritte – auch in Teilen oder in überarbeiteter Form – ohne explizite Zustimmung der AFP GmbH ist untersagt.
Es gelten AGB vom 01. 05. 2014 und die Anzeigenpreisliste Nr. 1 vom 01. 05. 2014

Ruth Galinski ist tot

Ruth Galinski, die Witwe des langjährigen Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde zu Berlin und Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutschland, Heinz Galinski, ist am 18. September 2014 im Alter von 93 Jahren in Berlin gestorben.

Ruth Galinski wurde als Ruth Weinberg am 19. Juni 1921 in Dresden geboren. 1938 wurde sie nach Polen deportiert und konnte später aus dem Warschauer Ghetto flüchten.

Die Nazizeit überlebt sie unter falschem Namen als Polin in einer Partisanengruppe.

Ende 1947 heiratet sie Heinz Galinski, an dessen Seite sie bis zu seinem Tode im Jahr 1992 den Wiederaufbau des jüdischen Lebens in Deutschland aktiv mitbegleitete.

Ruth Galinski war stets mehr als nur die Ehefrau von Heinz Galinski.

Sie bekleidete aktiv zahlreiche Vorstandspositionen jüdischer Organisationen darunter auch mit besonderer Zuwendung den Vorsitz der Deutsch-Israelischen Hilfe für krebskranke Kinder.

Mit Ruth Galinski ist eine der wenigen verbleibenden Zeitzeugen des Holocaust und der Schrecknisse des Naziterrors von uns gegangen.

Wir werden ihr für immer ein ehrendes Andenken bewahren.

Baruch Dayan Ha'emet

SVETLANA PORTNYASKY

Der russisch-jüdische Weltstar aus Los Angeles.
Am Klavier: Ernest Shteynberg, New York
Konzert: »Das Solo der jüdischen Seele«

Jüdisches Gemeindehaus
Fasanenstraße 79 – 80
10623 Berlin
Telefon 030-880 28 404, Eintritt: 12 € / 10 € / 8 €
www.portnyasky.com

TuS REISEBÜRO
IHR SPEZIALIST FÜR ISRAELREISEN

Ihr zuverlässiger Partner für organisierte Reisen

Flüge weltweit | Reiseberatung und Planung | Visum für GUS-Länder | Reisen auf Kredit

Das Heilige Land

GRUPPENREISEN NACH ISRAEL

Ganzjährig möglich

AB 785€ pro Person ÜF/ DZ/ 1Woche
HOTEL, TRANSFERS, AUSFLÜGE

Buchen Sie über unser Reisebüro

Flüge nach Israel mit:
EL AL, ISRAIR, EasyJet, UP **AB 99€**

HOTELS:

TEL AVIV

Sea Net 3* | 7 Tage | ÜF p.P. ab 450€

JERUSALEM

Jerusalem Gold 3* | 7 Tage | ÜF p.P. ab 550€

NETANYA

Margoa 3* | 7 Tage | ÜF p.P. ab 385€

NEU EXCLUSIVE TOURS TuS Reisebüro

- VIETNAM ab 1920€ (15 Tage)
- SRI LANKA ab 1350€ (10 Tage)
- MADEIRA ab 699€ (7 Tage)
- GEORGIEN ab 650€ (7 Tage)
- ASERBAIDSCHAN ab 850€ (7 Tage)
- ST. PETERSBURG ab 450€ (4/5 Tage)

KUR URLAUB (Sanatorium)

- Tschechien (Karlsbad) | 7 T | HP p.P. ab 350€
- Polen (Kolberg) | 7 T | HP p.P. ab 250€
- Litauen (Druskininkai) | 7 T | VP p.P. ab 388€

Kur am Toten Meer:

Kibbutz Ein Gedi + SPA Paket
DZ | HP p.P. ab 850€ p.P.
Hotel Lot 3* | DZ | HP p.P. ab 650€

Pauschalreisen Weltweit

- | | |
|------------------|----------------------|
| Spanien ab 370€ | Griechenland ab 480€ |
| Italien ab 470€ | Türkei ab 385€ |
| Zypern ab 360€ | Kanaren ab 525€ |
| Emirates ab 880€ | Thailand ab 760€ |
| Kuba ab 970€ | Bali ab 990€ |

Adresse: Kantstr. 97, 10627 Berlin, Tel: 030/217 61 17, 375 911 31 E-Mail: info@tus-reisen.com Web: www.TUS-REISEN.com

Inhalt

Oktober 2014, Tishrei – Cheschwan 5775

POLITIK

- Dr. Rafael Korenzecher: Wort des Herausgebers 1
- Clemens Heni: Narzissmus und Heuchelei 1
- Martin Sehmisch: Instrumentalisierung toter Juden in Kassel..... 3
- Interview mit Jonas Dörge, Bündnis gegen Antisemitismus 3
- Sebastian Mohr: Antisemitismus in Griechenland..... 4
- Interview mit Jeffrey Herf, von Entebbe bis Judith Butler..... 5
- Karl Pfeifer: Der österreichische Bundespräsident Heinz Fischer..... 6

MEINUNG

- Alex Feuerherdt: Pathos für den Judenstaat 8
- Jennifer Nathalie Pyka: Der deutsche Patient. 9
- Jörg Rensmann: Es geht um Israel..... 10
- Thomas Weidauer: Muslime für Israel (Teil 1)..... 11

JUDENTUM HEUTE

- Wolfgang Seibert: Jüdische Gemeinden Schleswig Holstein..... 12
- Claudia Trache: Jüdischer Frauenverein Dresden..... 13

JUDEN WELTWEIT

- Ron Jontof-Hutter: Südafrika und seine Juden..... 14

ISRAEL

- Die Zweistaatenlösung ist tot. Ein Gespräch mit Robert S. Wistrich 16
- Clemens Heni: Porträt des Historikers Robert S. Wistrich..... 18

QUIZ

- Let's play: Ein »Antisemit« oder nur ein »Idiot«? 20

NAHOST

- Thomas Weidauer: Wieviel Islam steckt im IS? 22
- Interview mit der Muslima Sinem Tezyapar 23
- Rachel Wahba: Über arabische Juden 24

MENSCHEN

- Heike Linde-Lembke: Der Fotograf Izzet Keribar 25
- Martina Farmbauer: Antisemitismus in Brasilien. Ein Gespräch mit Maria Luzia Tucci Carneiro..... 26
- Rezension »Weltbürger« von Carneiro (M. Farmbauer) 27

KUNST UND KULTUR

- Jascha Nemtsov: Was ist jüdische Musik? 28
- Ralf Frodermann: Chopin im Ghetto. Wladyslaw Szpilman..... 30
- Interview mit Alexandra Klein, werkraum bild und sinn 31

LITERATUR UND GESCHICHTE

- Dovid Katz: Die Prager Deklaration. 32
- Rezension: Gelebt im Paradies (L.J. Heid) 32
- Rezension: Enzyklopädie der Ghettos (L.J. Heid) 33
- Anton Maegerle: Ehregrab für Neonazi Manfred Plöckinger. 34

JÜDISCHES LEBEN

- Miklós Rozsa: Jüdisches Leben in Ungarn 35
- Wolfgang Seibert: Gedanken zu Sukkot..... 35

AUS DER BLOGGERSZENE


- Esther Scheiner: Hohe Feiertage im Judentum 36
- David Klein: Angela Merkels »Staatsräson« 36
- Benjamin Weinthal: Diskrepanz zwischen Worten und Tagen... 37

JÜDISCHE KÜCHE

- Rezension: »Jerusalem. Das Kochbuch« (S. Wein) 38

BRIEFE, ANKÜNDIGUNGEN 39

 J. B. O., Postfach 12 08 41, 10598 Berlin

 030. 54 71 02 50 (Mo.-Mi. von 10.00 bis 16.00)

 redaktion@juedische-rundschau.de

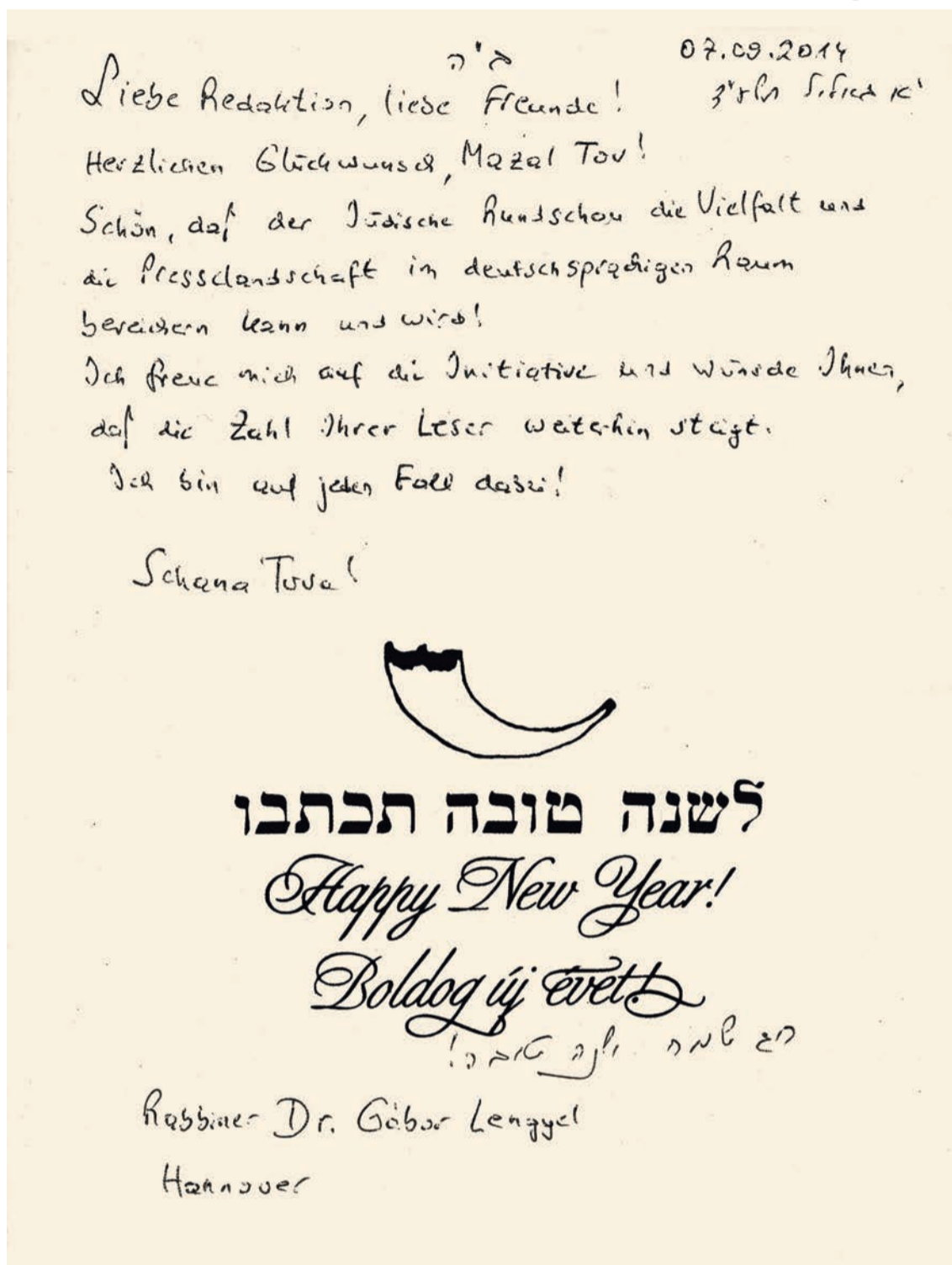
 030. 23 32 88 60 (auch Anrufbeantworter)

 www.juedische-rundschau.de

 www.facebook.com/jrundschau

 @jrundschau

Vielen Dank für diesen Gruß von Rabbiner Dr. Lengyel



COUPON ABOBESTELLUNG

Hiermit bestelle ich zum nächstmöglichen Termin die Monatszeitung »Jüdische Rundschau« im Abonnement zum Preis (in Deutschland) von

39 € für ein Jahr (in anderen EU-Ländern und der Schweiz 58 €, in Israel zum Preis von 82 €)

73 € für zwei Jahre

32 € für ein Jahr als Student (mit Nachweis).

Name, Vorname:

Strasse, Hausnummer:

PLZ: Wohnort:

Geburtsdatum Telefon: E-Mail:

Ich bin damit einverstanden, dass mein Abonnement sich um ein weiteres Jahr verlängert, wenn ich es nicht spätestens sechs Wochen vor dem Ende schriftlich kündige. Mir ist bekannt, dass ich innerhalb von 14 Tagen meine Bestellung widerrufen kann.

Datum: Unterschrift:

Ich zahle:

gegen Rechnung

per Lastschrift, Einzug 1 x im Jahr (als Dankeschön dafür erhalten Sie 13 statt 12 Ausgaben der Zeitung)

Kontoinhaber:

Konto-Nummer: BLZ:

Kreditinstitut: Unterschrift:

Ich bin damit einverstanden, dass meine Daten für interne Verlagszwecke gespeichert und verarbeitet werden sowie dafür benutzt werden, um mich über die Neuigkeiten des Verlags zu informieren. Dieses Einverständnis kann jederzeit schriftlich widerrufen werden.

Füllen Sie bitte den Abo-Coupon aus, schneiden Sie ihn aus und schicken ihn uns per Post (J. B. O., Postfach 120841, 10598 Berlin), per Fax (030/23328860) oder als Scan per E-Mail an: redaktion@juedische-rundschau.de. Sie können die Zeitung auch auf unserer Website www.juedische-rundschau.de abonnieren.

Jeder neuer Abonnent der Zeitung »Jüdische Rundschau« erhält einen Gutschein vom TuS-Reisebüro im Wert von 50 Euro, die bei Buchung einer Reise nach Israel verrechnet werden.